

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DEN ZEITSCHRIFTEN: „DAS AUSLAND“ UND „AUS ALLEN WELTTEILEN“.

HERAUSGEBER: DR. RICHARD ANDREE. ✂ VERLAG VON FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. LXXVI. Nr. 4.

BRAUNSCHWEIG.

22. Juli 1899.

Nachdruck nur nach Übereinkunft mit der Verlagshandlung gestattet.

Ein Ausflug nach Tusayan (Arizona) im Sommer 1898.

Von Dr. P. Ehrenreich. Berlin.

I.

Die Moki-Indianer und ihre Hochsommerfeste.

Die großartigen ethnologischen Arbeiten der Nordamerikaner haben auf keinem Gebiete so reiche Früchte getragen, wie auf dem der Puebloforschung. Seit der Zeit der Expedition Coronados nach Neu-Mexiko und Arizona (1540), die den nördlichsten Vorstoß der Conquistadores bezeichnet, hat die eigentümliche Halbkultur der sogen. Pueblo-Indianer ihr Gepräge, trotz der allseitig sie umdrängenden modernen Civilisation, im wesentlichen bewahrt. Diese Indianerbevolkerung, die im Gegensatz zu den nomadischen Jägerstämmen des westlichen Nordamerika seit uralter Zeit Ackerbau treibt und in festen, steinernen Dorfanlagen eigenartiger Architektur haust, steht in ihrem Wesen heute nicht mehr so isoliert und rätselhaft da, wie man bis vor kurzem annahm. Wir wissen jetzt, daß die merkwürdigen Höhlen- und Klippenbewohner (Cliff dwellers) vorhistorischer Zeit, die ihre Spuren in den tief eingeschnittenen Flussthälern (Cañons) der Hochebenen hinterlassen haben, sowie die verschollenen Erbauer der großen, über viele Gebiete Arizonas zerstreuten Dorfruinen, als ihre direkten Vorfahren anzusehen sind.

Ebenso haben sich interessante Beziehungen der Pueblokultur zu der aztekischen ergeben.

Die größte wissenschaftliche Bedeutung des Studiums der heutigen Pueblobevölkerung liegt aber darin, daß wir in der Lage sind, den ganzen Kulturbesitz, das geistige Leben, die Religion und Symbolik derselben noch in zwölfster Stunde bis in die Einzelheiten kennen zu lernen, eine Möglichkeit, die uns in gleichem Maße kaum an einem anderen Punkte der Erde noch geboten ist. Wir verdanken dies den jahrelangen, mühevollen Arbeiten von Männern wie Cosmos Mindeleff, M. F. Stephen, J. G. Owens, J. W. Fewkes, F. H. Cushing und R. Voth. Mit Sicherheit ist zu hoffen, daß die noch vorhandenen Lücken innerhalb der nächsten zehn Jahre ausgefüllt werden. Dann dürfte freilich auch hier die letzte Stunde geschlagen haben, da die jüngere Generation mehr und mehr unter den Einfluß der amerikanischen Schulen gerät und den alten Traditionen der Väter abwendig gemacht wird.

Obwohl die Pueblo-Indianer vier verschiedenen Völkerfamilien angehören, ist der Charakter ihrer Kultur doch ein relativ einheitlicher infolge der Gleichheit der Existenzbedingungen und eines seit Jahrhunderten bestehenden regen wechselseitigen Verkehrs, der namentlich auch Blutmischung in weitem Umfange mit sich

brachte. Die heute zwischen den einzelnen Stämmen sichtbaren Unterschiede beruhen im wesentlichen auf der mehr oder weniger innigen Berührung mit der christlichen Kultur. Während die Bewohner der Pueblos von Neu-Mexiko am oberen Rio Grande del Norte, die Keres und Tanoa, fast drei Jahrhunderte lang unter spanischem Einfluß standen und so dem Namen nach Christen sind, wenn auch unter Beibehaltung eines guten Teiles altheidnischer Bräuche, hat bei den weiter westlich lebenden, einen besonderen Sprachstamm bildenden Zuñi im Gebiete des alten Cibola, das heidnische Wesen sich der Hauptsache nach erhalten. Die der Schoschonenfamilie angehörigen Hopi oder Moki im nördlichen Arizona, der von den Spaniern sogenannten Landschaft Tusayan, haben die altertümlichen Verhältnisse am treuesten bewahrt. Die abgelegene Lage ihres Gebietes, die große Unwirtlichkeit des Wüstenlandes haben dauernde Ansiedelungen weißer Männer bis auf die jüngste Zeit dort nicht aufkommen lassen. Spanische Missionen hielten sich nur ganz vorübergehend. Nur die von den Missionaren eingeführten Kulturpflanzen und Haustiere, namentlich Schafzucht, haben die Indianer als Kulturerwerbungen von höchster praktischer Bedeutung erhalten und weiter gepflegt.

Die sieben Mokidörfer liegen auf drei südlichen Ausläufern des vom oberen Colorado und seinen Nebenflüssen durchströmten Plateaus, die als die östliche, zweite oder mittlere und die westliche „Mesa“¹⁾ unterschieden werden.

Als Hauptort der östlichen Mesa, an der äußersten Spitze derselben gelegen, ist Walpi gegenwärtig am besten bekannt. Einige hundert Schritte nördlich schließt sich daran Sitshumovi, eine kleine Kolonie von Walpi aus neuerer Zeit und endlich Hano oder Tewa, eine Kolonie eingewanderter Tanoaleute aus Neu-Mexiko, die, seit fast 200 Jahren hier ansässig, stark mit Moki gemischt sind, aber ihre Muttersprache bewahrt haben.

Die zweite oder mittlere Mesa, gerade nach Süden gerichtet, gabelt sich in zwei Zipfel, von denen der östliche die Orte Shipaulovi und Mishongnovi trägt,

¹⁾ Die spanische Bezeichnung Mesa bezieht sich eigentlich nur auf die isolierten, als Denudationsreste über der Ebene sich erhebenden Zeugenberge, wie sie in den Gebieten ungestörter Schichtung, besonders in den Wüstenländern beider Hemisphären so häufig sind. Die hier genannten Mesas sind nur scheinbar als solche anzusprechen, da sie nicht isoliert sind, sondern mit dem Hauptplateau zusammenhängen. Ihre Erhebung über der Ebene schwankt zwischen 120 und 200 m. Ihre Meereshöhe beträgt rund 2000 m.

auf zwei isolierten Tafelbergen. Auf dem westlichen erhebt sich Shimopavi.

Auf der westlichen Mesa endlich liegt das größte und in der Anlage altertümlichste Dorf Oraibi.

Meine vorjährige amerikanische Reise brachte mich Anfang August in die Nähe der Mokidörfer, gerade zu der Zeit, in der die großen Hochsommerceremonien stattfinden, durch die die Indianer nach uralter Tradition für ihre Pflanzungen Regen und Gedeihen von den Göttern ihrer Väter erbitten. Diese wichtigsten Feste der Moki sind der Schlangen- und Antilopentanz einerseits und der Flötentanz (Flute ceremony) anderseits. Beide Feste stehen schon äußerlich insofern im Zusammenhange, als jedes Dorf, das in den geraden Jahren unserer Zeitrechnung einen Flötentanz abhält, in den ungeraden einen Schlangentanz feiert und umgekehrt. Von den sieben Mokidörfern haben Walpi und Mishongnovi den Schlangentanz in den ungeraden, den Flötentanz in den geraden Jahren, während Shimopavi, Shipaulovi und Oraibi die umgekehrte Ordnung innehalten. Nicht in Betracht kommen Sitshumovi, das als Kolonie von Walpi keine besonderen Feste feiert und Hano (Tewa), in dem als fremde Niederlassung diese Riten nicht heimisch sind.

Zwei Priesterschaften²⁾ sind es, die beim Schlangentanz zusammenwirken, nämlich die eigentlichen Schlangpriester, die gleichzeitig einen besonderen Clanverband bilden und die Antilopenpriester, eine Unterabteilung der Ala oder Hornphratie. Beide stehen seit uralter Zeit in einem durch die Tradition geheiligten Kartell. Das Fest verläuft also in zwei parallelen Feierlichkeiten, die in dem Mais- oder Antilopentanz (Corn dance) einerseits und dem Schlangentanz anderseits gipfeln. Die innige Beziehung dieser Feste zum Flötentanz erhellt schon daraus, daß die Flötenbrüderschaft ebenfalls eine Gens der Hornphratie bildet. Dasselbe lehrt der zu Grunde liegende Mythos.

Tiyo, der Kulturheros der Moki, steigt hinab zu der Unterwelt unter Leitung der Erdgöttin. Er gelangt nach mancherlei Begegnungen mit mystischen Wesen unter anderen zum Schlangenvolk, von dem er in die Mysterien des Regenzaubers eingeweiht wird. Der Schlangenhäuptling giebt ihm zwei Jungfrauen mit, von denen die eine sein Weib, die andere das seines Zwillingsbruders wird. Letzterer ist kein anderer als der Flötenknabe, der Lenya-tiyo, der als Ahnherr der Flötenbrüderschaft verehrt wird. Das Schlangenweib (Tshüamana), die Gemahlin Tiyos, gebiert schließlich Schlangen. Sie unterweist das Volk, wie es die Schlangen freundlich zu stimmen und Regen durch ihre Beihülfe herabzurufen habe und verläßt schließlich mit ihren Schlangenkindern das Land³⁾.

²⁾ Die Priester bilden keinen besonderen Stand neben den Laien. Es sind vielmehr Kultgenossenschaften, deren jede ein bestimmtes Kultobjekt und ursprünglich auch bestimmte Feste hat. Sie rekrutieren sich aus Mitgliedern sämtlicher sozialen Gruppen (Clans, Phratien). Sie sind gegenwärtig unabhängig von den Clanverbänden, haben sich aber jedenfalls aus solchen entwickelt. Sie bilden jetzt gewissermaßen religiöse Clans neben den sozialen. Bei den Schlangen und Antilopen deckt sich noch so ziemlich der religiöse mit dem gesellschaftlichen Verband. Ein ziemlich vollständiges Verzeichnis der Priesterschaften giebt Fewkes im Journ. of Am. Ethn. II, p. 6 ff.

³⁾ Die Sage ist in verschiedenen Varianten überliefert. Die ausführlichste Darstellung hat Fewkes gegeben, Journ. of Am. Ethn. IV, p. 106 ff. Eine kürzere in vielen Punkten abweichende ist von A. M. Stephen im Journ. of Am. Folklore in I, S. 109 ff. mitgeteilt.

Daß die in den dramatischen Akten beider Feste auftretenden mythischen Persönlichkeiten genau einander entsprechen, daß dieselben sich auch bei den Herbstfesten Mamzrauti und Lalakonti in analoger Weise wiederfinden, ist von Fewkes in überzeugender Weise dargelegt worden. (Vergl. XVI, Ann. Rep., p. 300 ff.)

Die klassische Heimstätte des Schlangentanzes ist Walpi. Hier ist die Priesterschaft am stärksten vertreten und im alleinigen Besitz des heiligen Palladiums (Tiponi). Sie feiert deshalb das Fest mit besonderem Glanze und äußerst verwickeltem esoterischem Ceremoniell.

Die erste ausführliche Schilderung dieses merkwürdigen, echt urwüchsigen barbarischen Festes, an dessen Haupttage die Priester mit giftigen Schlangen sich zu schaffen machen, als wären sie harmlose Haustiere, hat im Jahre 1883 J. G. Bourke in seinem bekannten Werke: *The Moki snake dance*, gegeben.

Später stellte sich heraus, daß auch die übrigen größeren Dörfer das gleiche Fest, wenn auch minder glanzvoll, begehen und daß sich auch in einigen der Pueblos von Neu-Mexiko Schlangenceremonien nachweisen lassen. Wahrscheinlich ist indess dieser Kult dort den Moki entlehnt worden⁴⁾.

Neuerdings haben namentlich die Arbeiten von J. W. Fewkes, der die dem Tanze vorausgehenden Geheimceremonien zuerst in Walpi vollständig beobachtete, wie auch auf den Dörfern der mittleren Mesa, Mishongnovi, Shimopovi und Shipaulovi, eingehende Studien des Rituals angestellt hat, unsere Kenntnis soweit gefördert, daß der Schlangentanz gegenwärtig die am besten bekannte religiöse Feier in Tusayan ist.

Nur für Oraibi, dem größten Dorfe, waren die Beobachtungen bisher überaus lückenhaft, da der einzige genaue Kenner der dortigen Verhältnisse, Missionar Voth, seine umfassenden Materialien noch nicht veröffentlicht hat. Das Ritual von Oraibi ist wahrscheinlich das altertümlichste und deshalb von besonderem Interesse. Das Studium desselben wird erschwert durch die fanatisch abweisende Haltung eines Teiles der Priesterschaft, die von einem Verkehr mit den Weißen nichts wissen will. Die liberaler gesinnten halten sich zum Teil von den Festlichkeiten fern, die deshalb an äußerem Glanz auch schon durch die geringere Zahl der Teilnehmer denen zu Walpi nachstehen. Da es mir gelungen ist, durch Herrn Voths Beihülfe wenigstens die wichtigsten Geheimceremonien in Oraibi zu sehen, zu dem außer letzterem kein weißer Zuschauer bisher zugelassen wurde, bin ich in der Lage, im Folgenden wenigstens einen bescheidenen Beitrag zur Kenntnis des Schlangenrituals von Oraibi zu liefern. Ich nehme daher an dieser Stelle die Gelegenheit wahr, den Herren, deren lebenswürdige Unterstützung mit Rat und That mir diese Episode meiner Reise so genuss- und lehrreich gestaltet hat, meinen tiefgefühlten Dank hiermit auszusprechen. Außer Herrn Rev. Voth sind es Dr. Fewkes und Dr. Hough in Washington, Herr Vroman und Prof. Wharton James aus Pasadena, von denen letzterer die Güte hatte, einige seiner interessantesten Aufnahmen für diese Arbeit freundlichst zur Verfügung zu stellen, und endlich auch unsere Landsleute, die Herren Gebr. Volz in Canyon diablo, deren treffliche Arrangements über die Beschwerden der Reise hinweghelfen. Sie seien jedem Besucher dieses interessanten Erdrreiches als zuverlässige Berater hiermit bestens empfohlen.

⁴⁾ Fewkes, XVI. An. Report., p. 306.

Mann französischer Truppen in Nordafrika stationiert. Nur durch solches sofortiges sehr energisches Auftreten ist es Frankreich bisher immer wieder gelungen, die leicht erregbaren Geister im Zaum zu halten oder ausgebrochene Aufstände zu lokalisieren. Im allgemeinen ist für die Sicherheit der Personen und des Eigentums in Algerien wie in Tunesien ausreichend gesorgt, obgleich viele Europäer auf dem Lande völlig isoliert unter den arabischen Stämmen leben. Nur das lebhafteste Bewußtsein der Eingeborenen von der absoluten Übermacht der französischen Waffen kann die Christen schützen. Dieses Gefühl muß stets lebendig erhalten bleiben. Es werden deshalb alle Vergehen von den französischen Agenten sofort sehr energisch bestraft und alle Streitigkeiten über Weiderechte, wie sie sehr häufig

vorkommen und früher zu blutigen Fehden führten, von denselben kurzer Hand entschieden. Nachsicht erscheint den Orientalen nur als Schwäche. Übermäßige Strenge dagegen muß vermieden werden, um die Araber nicht noch mehr zu entfremden oder gefährliche, private Racheakte herbeizuführen.

Sollten aber die Eingeborenen je an der ungeheuren französischen Waffenübermacht zweifeln können, würden Kabylen wie Araber alle von den Franzosen geschaffenen Kulturwerke, ihre gerechte, dem Lande so förderliche Verwaltung, wie den Nutzen, der für alle Bewohner desselben daraus entspringt, gering achten und sogleich nur und allein von dem einen Gedanken beherrscht werden: die christlichen Eroberer niederzumachen oder zu vertreiben!

Ein Ausflug nach Tusayan (Arizona) im Sommer 1898.

Von Dr. P. Ehrenreich. Berlin.

II.

Nach Oraibi.

Der gewöhnlichste Ausgangspunkt für die Reise zu den Mokidörfern war bisher Holbrook, eine Station der Atchison-Topeka-Santa-Fé-Bahn. Der Weg führt von hier in fast genau nördlicher Richtung nach Keams Canyon (90 miles), wo sich eine von der Regierung eingerichtete Indianerschule befindet und wendet sich dann westlich nach den Dörfern der sogen. ersten (östlichen) Mesa, Walpi, Sitshumovi und Tewa (10 miles). Bis Oraibi rechnet man von dort noch 20 miles (s. Karte Fig. 1).

Wer direkt nach Oraibi will, bevorzugt jetzt die neue Route über Canyon diablo, einer kleinen Haltestelle zwischen Winslow und Flagstaff, seitdem die deutschen Trader, Gebrüder Volz, daselbst einen regelmäßigen Verkehr mit Oraibi eröffnet haben. Einmal wöchentlich geht von hier ein Wagen mit Handelsartikeln nach den Mokidörfern ab. Für Reisende können außerdem Pferde, Zelte, Provisionen u. dergl. eventuell von Flagstaff aus besorgt werden. Die 73 englische Meilen betragende Strecke wird gewöhnlich in zwei Tagen zurückgelegt.

Halbwegs ist in der Nähe einer kleinen Lagune, die von wandernden Navaho viel besucht wird, ein Geschäftshaus (Store) errichtet, wo bescheidene, aber ausreichende Unterkunft gewährt wird.

Der Platz heißt nach der weiten Ebene The Fields.

Ein zweites kleineres Magazin ist von Gebr. Volz 5 km südlich von Oraibi angelegt. Der wichtigste Exportartikel der Moki und Navaho ist Schafwolle, daneben indianische Decken, Körbe, Topfgerät, die an allen Eisenbahnstationen, besonders aber Flagstaff, guten Absatz finden.

Im Sommer 1898 hatte die Bahndirektion in Chicago eine vollständige Gesellschaftsreise zu den Sommerceremonieen in Oraibi veranstaltet. Ein eigens dafür geschriebenes, hübsch illustriertes Büchelchen des bekannten Tusayanforschers, Dr. Hough in Washington, über die Moki und ihre Schlangenmysterien „The Moki snake dance“ trug dazu bei, die Sache in weiteren Kreisen bekannt zu machen, so daß sich etwa 30 Personen zu dieser Tour zusammenfanden. Die speciellen Arrangements hatte Herr F. Volz übernommen.

Die Partie sollte programmäßig am 20. August in Oraibi eintreffen. Ich beschloß daher, mindestens zehn Tage früher dort abzureisen, um noch einige Tage un-

gestört im Verkehr mit dem Missionar, Herrn Voth, meinen Studien obliegen zu können.

Die Haltestelle Canyon diablo zählt nur drei Häuser, von denen zwei hölzerne den Bahnbeamten dienen, während ein steinernes in einiger Entfernung von der Bahn das Volzsche Geschäft beherbergt. Der Platz liegt am linken Abhange des 30 m tiefen, stark gewundenen Canyon, den die Eisenbahn auf einer kühnen, leichten Brücke überschreitet. Der im Sommer größtenteils ausgetrocknete Bach im Grunde des Canyon fließt in den kleinen Colorado-River, dessen tiefgrüner Galeriewald fern im Norden sichtbar ist; im übrigen ist die Landschaft ringum baumlos, öde, steinig. Nur Gestrüpp von Artemisien, Wacholder und andere Wüstensträucher schmücken sie mit saftigem Grün.

Dennoch ist die Rundsicht großartig und stimmungsvoll. Im Westen erhebt sich die herrliche Vulkangruppe der San Francisco-Mountains, im Norden und Nordosten breitet sich die bunte, schimmernde Wüstenlandschaft aus, unter deren Tafelbergen die pittoresk aufragenden Moki buttes am meisten ins Auge fallen.

Der Weg nach Oraibi folgt drei Stunden lang dem Laufe des Canyon diablo an dessen rechtem Rande bis zu seiner Mündung in den Little Colorado, der auf einer Furt passiert wird. Bei Hochwasser kann dies Schwierigkeiten machen, da die Ufer stark unterspült werden. Ein zwischen Bäumen ausgespanntes Drahtseil dient nötigenfalls zum Hinüberschleppen des Gepäcks. So wenig einladend das dicke, braunrote Lehmwasser sein mag, so oft sehnt man sich später in der dünnen Einöde nach ihm zurück. Denn nun geht es in die eigentliche Wüste des „painted desert“ hinein. Langsam ansteigend erreichen wir über eine Art Pafs ein von wallartigen Höhen umgebenes sandiges Thal, von dessen Ausgange man eine weite Ebene, die erwähnten „Fields“, übersieht. Die von grünem Gras und Röhricht umgebene Lagune erfreut das Auge wieder. Im Norden öffnet sich zwischen schroffen roten Sandsteinmauern das weite Thal von Oraibi, während im Osten die Gipfel der Moki buttes näher rücken.

Einige hundert Schritt von der Lagune liegt die einfache Holzbaracke der Volzschen Filiale, deren Verwalter, ein Deutsch-Amerikaner, auf das gastfreundlichste Obdach gewährt. In dem einfachen Wohnraume bieten aufgeschichtete Navahodecken ein bequemes Nachtlager. Weniger angenehm war der als Küche und „Speisesaal“ dienende Keller, dessen einzige Luke

gleichzeitig als Ausguß für Abfälle und Spülicht diente, während Hunde ungeniert aus- und eingingen.

In der Nähe der Lagune kampierten einige Navahofamilien in ihren primitiven Sommerhütten. Letztere bestehen einfach aus einem halbkegelförmigen Gestelle von Stangen, mit Gras und Schilf bedeckt.

Eine größere, festere Hütte, das eigentliche „hogan“, ist ein ebenfalls kegelförmiger, über einer 1 m tiefen, 2 bis 3 m im Durchmesser haltenden Grube errichteter Stangenbau mit Dach aus Gras und Holzschelten, zu dem eine Art Portal führt. Diese Hütte diente vereinzelt hier passierenden Navahos als Hotel.

In allen Hütten waren die Weiber am Webeapparat

Wasser locken zu können. Etwas weiter aufwärts liegen ein paar kleine Maisfelder, umgeben von wunderlichen Vogelscheuchen und Amuletten. Ausser den Vögeln machen auch die Springmäuse den Indianern viel zu schaffen. Die meiste Arbeit aber verursachen die Sandstürme, nach denen die Pflanzen mühsam wieder ausgegraben werden müssen. Bei frisch gepflanzten Stämmchen liegen Steine, die „die Feuchtigkeit anziehen sollen“. Bald stellen sich auch einige der halbnackten Feldarbeiter ein, um Tabak, Kaffee oder Zucker bettelnd, spanischer Brocken bedienen sie sich dabei häufiger als englischer. An den Bergabhängen erblickt man häufig Höhlen, vor denen sich mit Feldsteinen eingefriedigte Räume befinden. Sie dienen den Navahos und Mokis als Viehställe.

Um fünf Uhr nachmittags tauchte endlich die Mesa von Oraibi vor uns auf. (Fig. 2.) Die übereinandergeschichteten graugelben Steinhaufen des Ortes mit ihren spärlichen Fenster- und Thüröffnungen sind nur schwer von dem verwitterten Felsboden zu unterscheiden. An der westlichen Thalwand sind ausgedehnte Felsflächen mit unzähligen Petroglyphen bedeckt, meist Totemzeichen der Moki, über deren Wesen und Bedeutung Fewkes eine erschöpfende Darstellung gegeben hat.

Eine halbe Stunde später erreicht man die Schuppen des zweiten Volzschen Depots bei einem neu angelegten Brunnen mit Trinkwasser, 5 km vom Fusse der Mesa, umgeben von Mais- und Pflanzpflanzungen. Einige berittene Indianer in Kattunhemden, bunten Kopftüchern, mexikanischen Beinkleidern, den Hals mit dicken Silberketten geschmückt, reiten grüßend vorüber.

Nach kurzem Aufenthalte wandten wir uns der östlichen Seite der Mesa zu und gelangten endlich bei Sonnenuntergang zum gastlichen Hause des Missionars Voth, im Thale zwischen der zweiten

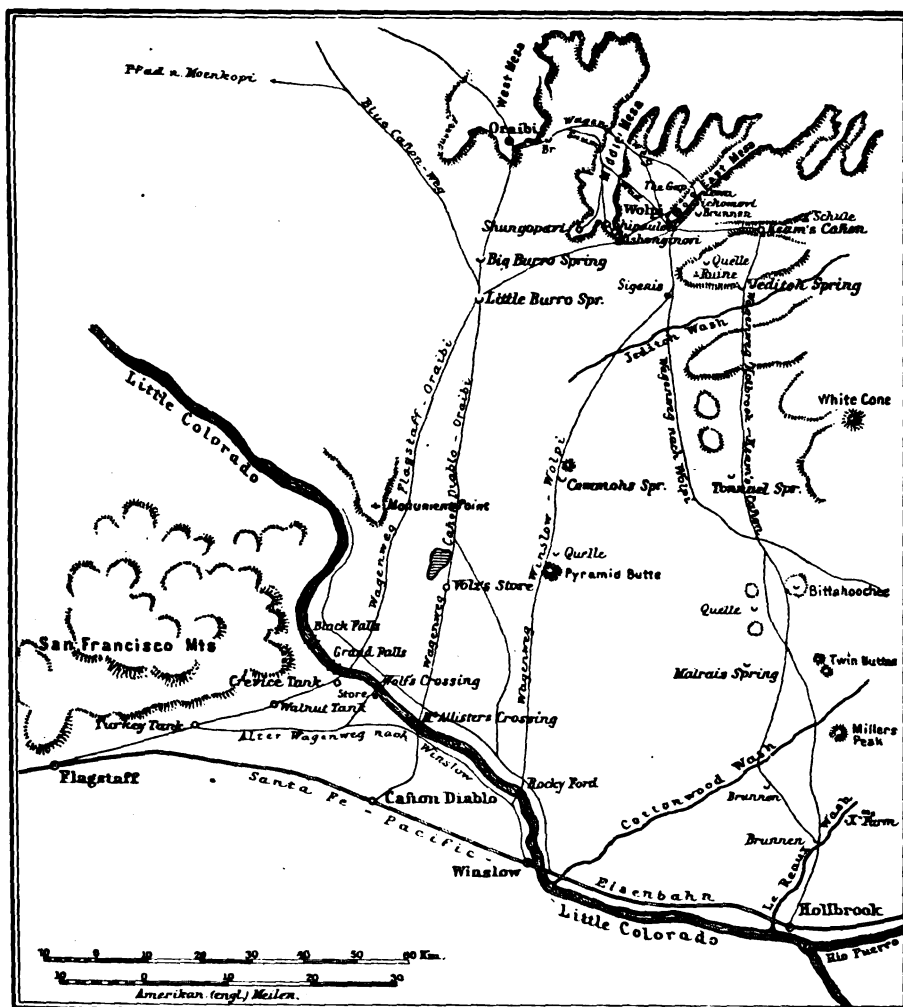


Fig. 1. Die Wege zu den Moki-Pueblos.

beschäftigt, während die Männer sich im Kamp mit ihren Pferden zu schaffen machten.

Der nächste Tag (14. August) brachte Hitze, Staub und Durst in Fülle. Vier Stunden lang ging es auf die Mündung des Oraibithales zu. Die festungsartig aufragenden roten Felsen des Monument Point blieben zu unserer Linken. Das Thal liegt zwischen den steilen Abhängen zweier flacher Mesas. Der Grund ist sandig, mit dichtem Gestrüpp bedeckt. Erst nach zwei weiteren Stunden zeigte sich rechts am Bergesabhänge die spärliche, aber gutgefasste Quelle Burro Spring. Hier stehen auch schon die ersten Mokihütten, freilich keine einheimischen, sondern von der Regierung in moderner, nüchterner Bauart errichtete, mit denen man hofft, allmählich die Indianer von ihren Felsennestern in die Ebenen und an das

(mittleren) Mesa und der von Oraibi, 5 km von letzterer gelegen.

Rev. R. Voth, ein deutscher, aus Südrussland eingewanderter Mennonit, ist gegenwärtig unstreitig der beste Kenner des Mokivolkes, speciell der Leute von Oraibi. In der richtigen Voraussetzung, daß eine erspriessliche Missionsthätigkeit nur bei genauester Kenntnis der Sprache und der religiösen Anschauungen dieser Indianer möglich ist, hat er fünf Jahre lang Sprache und Sitte derselben studiert, alle ihre religiösen Ceremonien ins Detail verfolgt, ethnologische und besonders rituelle Objekte gesammelt. Ausser seiner Lehrthätigkeit gab ihm eine ausgedehnte ärztliche Praxis noch besonders Gelegenheit, in alle Verhältnisse einzudringen.

Die großen Stöße seines handschriftlichen, durch

zahllose Zeichnungen und Photographieen erläuterten Materials harren jedoch noch der Veröffentlichung. Seine ethnologischen Schätze barg der Bodenraum seines einfachen Hauses⁵⁾.

Ihrer Besichtigung wurde in den nächsten Tagen jede freie Stunde gewidmet. Während ich im Missionshause, wo eine deutsche Hausfrau, unterstützt von ihrer erwachsenen Tochter, auf das liebenswürdigste ihres Amtes waltete, Quartier nahm, hatte es sich draussen eine andere Gesellschaft, die direkt vom grossen Colorado-Canyon herübergekommen war, im offenen Kamp bequem gemacht. Es waren Prof. Wharton James aus Pasadena, und der Photograph Mr. Maude aus Los Angeles, beide bekannt als die Verfertiger der besten und

liche und mittlere Mesa und die weiten, in der Ferne von den San Francisco-Mountains und den steilen Moqui buttes überragten Wüstenebenen, ein Bild großartiger Einöde. Der Ort selbst, die größte und volkreichste Ansiedelung in Tusayan, mit seinen 900 bis 1000 Einwohnern, fast die Hälfte der gesamten Mokibevölkerung beherbergend, besteht aus sieben von Nordosten nach Südwesten laufenden Häuserreihen, deren jede in zwei bis drei Blocks zerfällt. An der südöstlichen Seite befindet sich am Rande der Mesa der Festplatz mit den Kivas, den unterirdischen Versammlungsräumen der Antilopen- und Schlangengriecher. Ausser diesen sind noch 11 weitere Kivas vorhanden (siehe Fig. 3)⁶⁾.

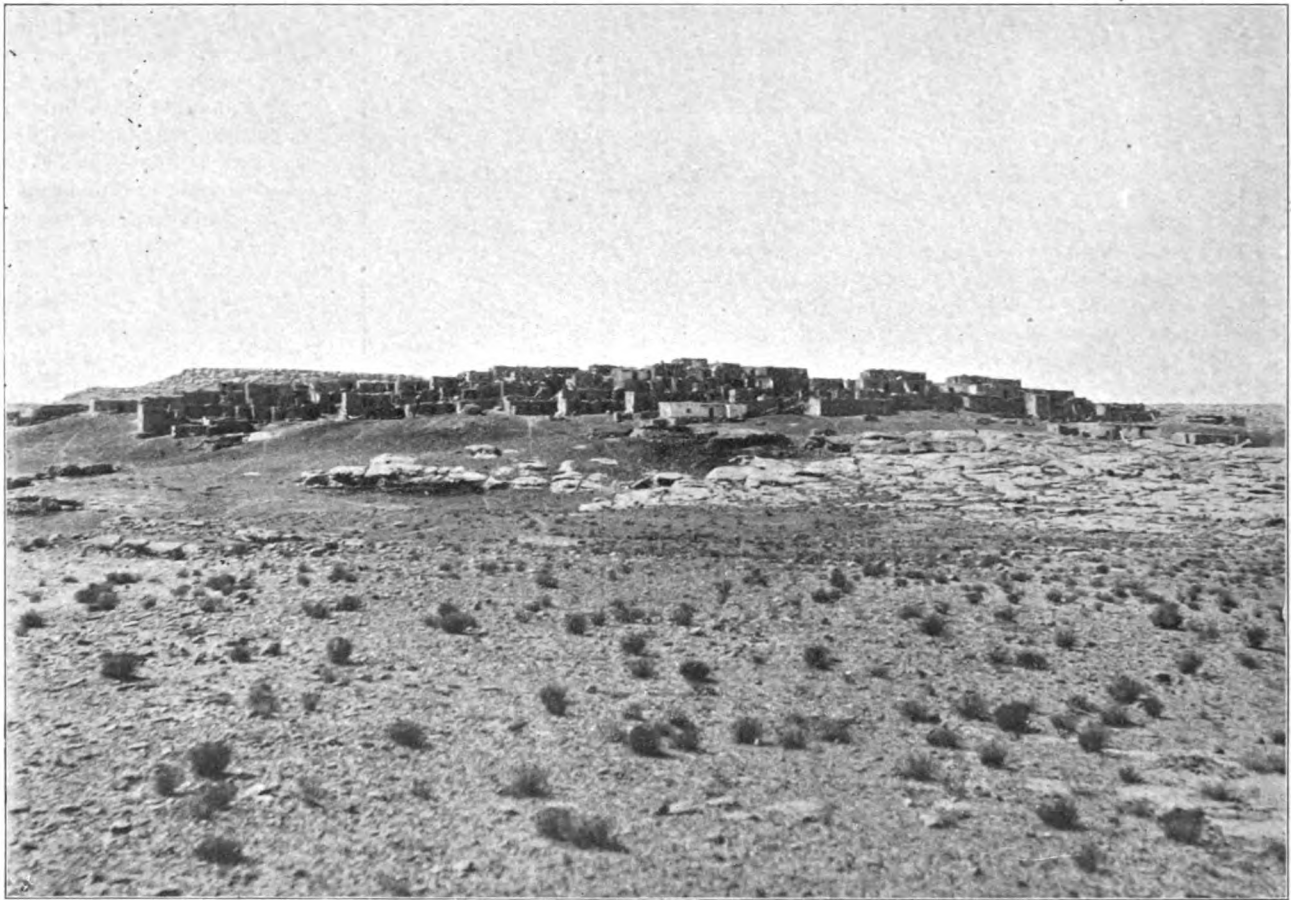


Fig. 2. Ansicht von Oraibi. Originalaufnahme von Prof. Wharton James.

instruktivsten Lichtbilder aus dem Mokileben und ihrer Kultur. In ihrer Begleitung befand sich ein etwas vom Spleen geplagter englischer Globetrotter und Japanschwärmer.

Andere offizielle Festteilnehmer, wie der Regierungsagent der ganzen Moki- und Navaho-Reservation, Major Williams nebst Gefolge, hatten sich in den Schulgebäuden am Fusse der Mesa einquartiert.

Der nächste Tag (15. August) wurde zu einer orientierenden Besichtigung der Indianerstadt verwendet, die vom Missionshause aus zu Fuß in einer, zu Wagen in etwa dreiviertel Stunden erreichbar ist. Der Fahrweg endet etwa 20 m unterhalb der Höhe. Oben eröffnet sich ein überraschendes Panorama über die west-

Die Häuser jedes Blocks gehen nach beiden Seiten durch.

Der Grundriss des einzelnen Hauses ist rechteckig, oft annähernd quadratisch. Durch Anbauten und Aufsetzen von ein bis zwei Stockwerken entwickelt sich allmählich ein terrassenförmiger Block, dessen Stock-

⁶⁾ Diese Räume sind gewöhnlich 6 bis 8 m lang, halb so breit und 3 bis 4 m hoch. Sie gehören entweder einer sozialen Gruppe oder einer Priestergenossenschaft an, deren Namen sie tragen. Früher ausschließlich religiösen Ceremonieen geweiht, dienen sie jetzt auch einfach als Versammlungs- und Arbeitsraum der Männer der betreffenden Genossenschaft. Sie kommunizieren mit der Außenwelt durch eine viereckige Öffnung im Dache, durch die eine Leiter hinabführt. Die Öffnung ist oben von einem steinernen Aufbau umgeben, zu dem Stufen führen. Über Konstruktion und innere Einrichtung vgl. Mindelett in VIIIth Annual Report, p. 130 ff.

⁵⁾ Sie sind neuerdings in den Besitz des Field-Museums in Chicago übergegangen.

werke durch Leitern zugänglich sind. Nur die einstöckigen Häuser neueren Stils sind direkt von der Straße aus betretbar, bei den mehrstöckigen dient das untere, von außen abgeschlossene Geschoss als Vorratsraum. Die flachen Dächer, von einer Brüstung umgeben, dienen als Trockenböden.

Indem die oberen Stockwerke etwas zurücktreten, wird durch das darunter liegende Dach des nächstunteren Geschosses eine Art Plattform gebildet, von der aus eine Thür in das obere Stockwerk führt. Bisweilen liegt vor derselben noch eine kleine Veranda mit der charakteristischen T-förmigen Eingangsöffnung. Zu den oberen Stockwerken führen an den Kanten der

stelle mit Rauchfang in einer Ecke, aufgemauerten Bänken als Sitz und Lagerstätte, sowie einer Einrichtung zum Kornmahlen. Diese besteht aus meist drei nebeneinander angelegten quadratischen, aus Steinplatten gebildeten Fächern, die Mahlsteine enthaltend. Dahinter eine niedrige Bank, auf der die mahrenden Weiber knieten. Dazu kommen Wassergefäße verschiedener Größe, Webeapparate, sowie neuerdings in den meisten Häusern ein von der Regierung gestifteter eiserner Kochofen. Kleider, Decken, Sättel, Geschirre und andere Utensilien hängen an starken, von Wand zu Wand ziehenden Querbalken.

Die Bevölkerung, obwohl weniger von der Kultur



Fig. 3. Platz in Oraibi mit den Eingangsöffnungen der Kivas. Originalaufnahme von Prof. Wharton James.

Seitenmauern steinerne Stufen empor (vgl. Mindeleff, VIII. Ann. Report, p. 161).

Die Mauern bestehen aus flachen, mit Lehm verschmierten Steinen, innen und an den oberen Geschossen auch außen weiß getüncht. Die Dächer, aus starkem Balkenwerk, sind mit einer harten Lehmenschicht überkleidet. Die Fensteröffnungen sind klein und unregelmäßig. Die ganze terrassenförmige Anlage erinnert sehr an die der ossetischen Dörfer des Kaukasus. Wie bei diesen dienen aufeinander gesetzte, durchbohrte Töpfe als Essen.

Die innere Einrichtung des Hauses⁷⁾ ist sehr einfach. Sie beschränkt sich auf die Anlage einer Feuer-

beleckt als die anderen Pueblos, kam uns bei aller anfänglichen Zurückhaltung doch schließlich gastfrei und zutraulich entgegen, besonders, wenn ein so vorzüglicher Sprachkenner, wie Herr Voth, den Dolmetscher machte.

Die Männer sind, so weit nicht die Vorbereitungen zu den Festtagen sie in Anspruch nehmen, tagsüber auf ihren Pflanzungen beschäftigt. Desto zahlreicher sieht man die Kinder in ihren mannigfachen Spielen und den Fremden unermüdlich um „Kandis“ (Zucker) bittend. Alle machen einen freundlichen, wohlgezogenen Eindruck, werden aber leider nicht genügend reinlich gehalten. Allerliebste nackte Knaben üben sich emsig im Bogenschießen nach kleinen, in die Höhe geworfenen Maisblattringen.

Etwas scheuer sind die jungen, zum Teil recht hü-

⁷⁾ Vgl. Globus, Bd. 65, S. 253.

schen und manierlichen Mädchen, in ihrem Wesen und Gesichtsausdruck sehr an die Japanerinnen der niederen Klassen erinnernd. Ihre Tracht ist recht malerisch und geschmackvoll. Sie besteht aus einem bis unter die Wade reichenden Rock aus starkem, wollenem Gewebe von dunkelblauer Farbe, oben und unten meist von einem zwei Hände breiten, schwarzen Streifen mit grünem Saum eingefasst. Das Kleid läßt die linke Schulter frei, während es auf der rechten mit grüner Faser zugeschnürt ist. Es wird von einem zierlichen, rot, grün und schwarz gemusterten Gürtel zusammengehalten, die Füße stecken in ledernen, bis über das Knie heraufreichenden Mokassins. Die Unterschenkel sind mit Binden umwickelt.

Das auffälligste Merkmal der Moki-Jungfrauen ist jedoch die Haartracht. Das rabenschwarze Haar wird nämlich zu beiden Seiten des Kopfes über den Ohren zu zwei mächtigen runden Wülsten zusammengenommen, deren Unterlage ein hufeisenförmig gekrümmtes dünnes Holz- oder Rohrstück bildet. Ein über den Hinterkopf gehendes gedrehtes schwarzes Wollband hält die ganze Frisur zusammen. Kommt dieselbe in Unordnung, so stehen die sich lösenden Wülste oft wie ein paar Widderhörner von dem Kopfe ab. Nach Lummis („Strange corners“, p. 57) sollen diese Haarscheiben die verschlossene Blüte der Sonnenblume als „enblem of maidenhood“ darstellen, während die beiderseits herabhängenden, mit Schnüren umwickelten Haarrollen der verheirateten Frauen die lange geschlossene Blüte dieser Pflanze repräsentieren. (Fig. 4.)

Die Männer tragen das Haar als kurzen Zopf, dessen Ende mit einem bunten Zeugstreifen nach oben gebunden ist. Während der Arbeit meist nur mit einem einfachen Lendenschurz bekleidet, tragen sie im Orte

Kattunhemden und an der Seite aufgeschnittene Beinkleider von mexikanischem Schnitt nebst ledernen Mokassins.

Bei beiden Geschlechtern sieht man reichen, schweren Silberschmuck, den die Navaho liefern. Von letzteren beziehen sie auch die schönen, in buntem Zickzackmuster gewebten Decken, die, bei kühlem Wetter umgelegt, dem Träger ein überaus stattliches Äußere geben.

Bemerkenswert ist, daß bei den Moki den Männern die Weberei obliegt, während die Weiber den Hausbau besorgen. Außerdem kommt natürlich den ersteren der Ackerbau, den letzteren die Sorge für die Küche, namentlich aber das überaus mühsame Wassertragen zu. Unermüdlich schleppen sie auf dem Kopfe in irdenen Gefäßen das Wasser von weit her im Thale auf die steile Mesa.

Wir hatten Gelegenheit, eine Frau bei der Zubereitung eines Maispuddings zu beobachten. Hinter dem Hause befand sich eine viereckige, zwei Fuß tiefe und keinen Fuß breite, mit flachen Steinen ausgelegte Grube (also eine Art Steinkiste), die man durch eingelegtes Feuer stark erhitzt hatte.

Nach Ausräumen der glühenden Kohlen wurde die aus Maisbrei und aus süßen Kartoffeln bestehende Masse in einem blechernen Gefäße hineingestellt und der Backofen

durch eine Steinplatte mit darüber gelegter Erdschicht verschlossen. An dem nächsten Tage wurde der nunmehr gare Pudding herausgenommen, um zu dem später zu erwähnenden Tauschmaße zu dienen.

Für den Alltagskonsum stellen die Moki aus Mais ein eigentümliches schwarzes Brot her, das verkohlten Papierrollen nicht unähnlich sieht. Dünne Teigfladen werden auf heißen Steinen gedörst und zusammengerollt.

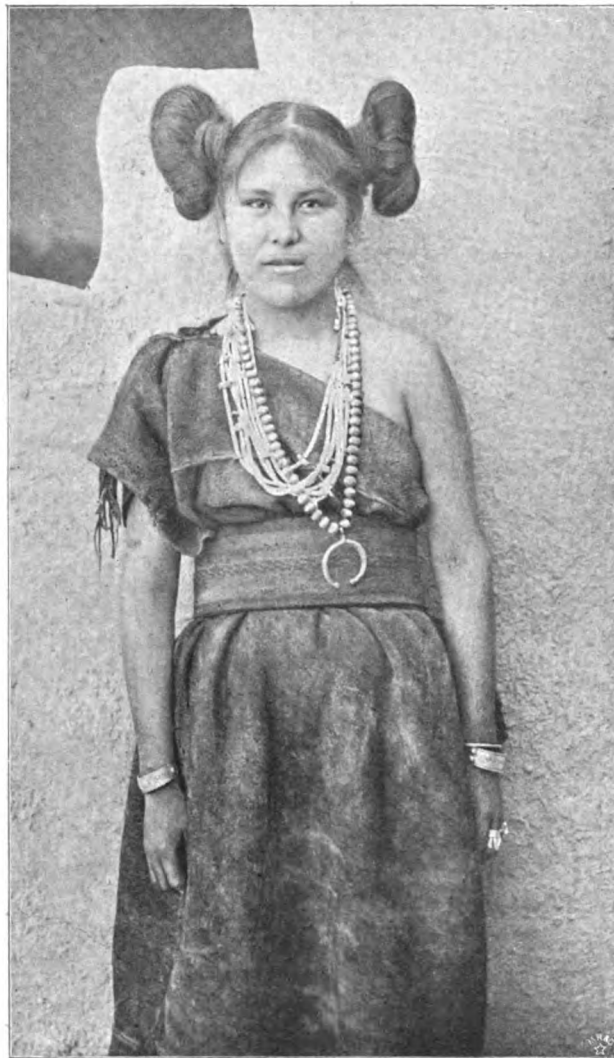


Fig. 4. Mädchen von Oraibi.
Originalaufnahme von Prof. Wharton James.

Weitere Mitteilungen über die Guayakis in Paraguay.

Von Dr. phil. et med. Rob. Lehmann-Nitsche.

Sektionschef für Anthropologie am Museo de La Plata.

Bei den spärlichen Kenntnissen, welche wir von dem Steinzeitvolke Paraguays, den Guayakis, besitzen, scheint es angebracht zu sein, jede, auch die geringste Notiz, welche etwas Positives bringt, sorgfältig zu registrieren und den Fachkreisen bekannt zu geben. Diese Gründe mögen eine kleine Sonderpublikation entschuldigen, die

ich soeben in der Revista del Museo de La Plata veröffentlicht habe¹⁾ und im Folgenden im Auszuge wiedergebe.

¹⁾ Robert Lehmann-Nitsche, Quelques observations nouvelles sur les indiens Guayaquis du Paraguay. Revista del Museo de La Plata, tome IX, p. 399 et suiv. 12 S. nebst Tafel in Lichtdruck.

Entschädigung für einen Schimpf, der dem Bischof widerfahren war, den weitaus größten Teil der Insel samt seinen Einwohnern für alle Zeiten dem erzbischöflichen Stuhle zu Lund; nur das Gebiet von Rönne verblieb der dänischen Krone. Trotzdem kam es zu beständigen Reibereien zwischen den beiden Besitzern der Insel, selbst zu blutigen Kämpfen, aus denen die geistliche Macht zumeist als Sieger hervorging. Während dieser Fehden, wahrscheinlich während der Zwistigkeiten zwischen dem Erzbischof Jakob Erlandsen und dem Könige Christopher I., um die Mitte des 13. Jahrhunderts, entstand die Veste Hammerhus, deren Besitztum in den nächsten Jahrhunderten beständig zwischen den beiden Parteien wechselte. 373 Jahre lang blieb die Insel unter der Oberhoheit der Erzbischöfe von Lund, die schließlich auf derselben unbeschränkte Befugnis ausübten. Mit dem Friedensabschlusse des Krieges zwischen Schweden und Dänen im Jahre 1523 fiel die Insel endgültig für immer den letzten zu. Zwar bekam das Land zunächst noch einmal sogleich wieder einen neuen Herrn, da König Friedrich I. dasselbe für ein halbes Jahrhundert an die Lübecker abtrat. Es war dies eine harte Zeit für die Bornholmer, denn „de Lybske Vampyre“, wie das Volk die neuen Herren benannte, „sogen das Land durch Steuern in hohem Grade aus“. Da der dänische König auf eine diesbezügliche Vorstellung die Antwort ihnen zu Teil werden ließ, die Bornholmer möchten sich selbst helfen, griffen sie zu den Waffen, erlitten aber bei Eglä Enge (südlich von Aarkirkeby) eine schwere Niederlage, der, wie vorausszusehen war, ein bei weitem noch strengeres Regiment als bisher folgte. Aber wie alles einmal sein Ende findet, so war es auch hier. Nach Ablauf der 50 Jahre fiel die Insel wieder an das dänische Reich zurück; mit diesem Zeitpunkte brach auch wieder eine Periode des Wohlstandes und des Friedens für Bornholm an, abgesehen von den beiden

Jahren 1602 und 1619, in denen die Pest und der schwarze Tod bedeutende Opfer forderten. In dem für Dänemark unglücklichen schwedischen Kriege wurde Bornholm von den Schweden für einige Zeit in Besitz genommen, durch den Frieden von Bromsebro im Jahre 1645 aber wieder ausgeliefert. Nicht lange nachher, als Dänemark wieder von neuem mit Schweden (Karl Gustav) in Krieg verwickelt wurde, fiel Bornholm durch den Röschilder Friedensvertrag im Jahre 1658 samt einigen anderen Landstrecken an Schweden. Aber noch in demselben Jahre wurde der schwedische Statthalter, Oberst Johann Prinzenskjold, ermordet und mit dieser That fand das Regiment der Schweden bald sein Ende; Bornholm blieb von da an „Erb- und Eigentum“ der Könige von Dänemark.

Mit Leib und Seele hängen die Bornholmer an ihrem Herrscherhause. Im übrigen sind sie ein selbstbewusstes, aber dabei biederes und gefälliges Völkchen, das viel von den Tugenden seiner Vorfahren, wie Tacitus sie den alten Deutschen nachrühmt, noch bewahrt hat. Vorteilhaft unterscheiden sie sich aber von diesen durch ihre Nüchternheit. Wer Bornholm besucht, wird sich wundern, daß er so wenig Betrunkene wie nirgends in Seestädten antrifft, denn es wird im allgemeinen wenig auf der Insel getrunken. Der viel gerühmte Aquavit wird nur verdünnt und mäßig genossen. Aus der Bevölkerung selbst ist die Anregung zu den Mäßigkeitsbestrebungen hervorgegangen, die gerade auf Bornholm recht günstige Fortschritte zu verzeichnen hat. Von etwa 400 Arbeitern der großen Granitwerke Hammeren sollen über 300 Temperenzler sein. Es bestehen nicht weniger als drei Enthaltensvereine auf der Insel, deren Mitglieder einen silbernen Stern oder andere Abzeichen am Rockaufschlag tragen und ihrem Vorsatze streng getreu bleiben. An einigen Orten, z. B. in Rönne und Gudjem, existieren eigene Gesellschaftshäuser für die Anhänger der Mäßigkeit.

Ein Ausflug nach Tusayan (Arizona) im Sommer 1898.

Von Dr. P. Ehrenreich. Berlin.

III.

Die Vorbereitungen zum Schlangentanz.

Die offizielle Ankündigung des Schlangenfestes hatte bereits am 6. August stattgefunden, womit dasselbe thatsächlich eröffnet war, doch beschränken sich die Ceremonien der ersten neun Tage auf beratende Versammlungen, die Bereitung des heiligen Medizinwassers (Charm liquid) und die Anfertigung von Gebetsfedernstäben (Bahos^{*)}.

Erst am 16. August, dem sechsten Tage vor dem Tanze, begann die Reihe der eigentlichen esoterischen Ceremonien in den unterirdischen Räumen der Kivas.

Im Gegensatze zu der Priesterschaft von Walpi, die neuerdings nicht selten befreundeten weißen Besuchern den Zutritt gestattet hat, sucht diejenige von Oraibi ihre Mysterien noch ängstlich profanen Blicken zu entziehen. Eine Ausnahme wurde nur mit Herrn Voth gemacht, der bereits in alle Dinge eingeweiht war. Major Williams suchte anfangs mit Recht die Indianer

in ihrer ablehnenden Haltung zu unterstützen, erwirkte aber schließlich auf Voths Verwendung auch für mich die Erlaubnis, die Schlangen- und Antelopenkiva zu betreten, wogegen er versprach, kraft seiner Autorität jeden anderen Weissen zurückzuhalten.

Es handelte sich zunächst darum, dem Abmarsch der Schlangenfänger beizuwohnen, der gegen acht Uhr morgens zu erwarten war. Sechs photographische Apparate waren auf den Eingang der Kiva gerichtet, auf dessen Steinvorbau, gravitatisch in eine Decke gehüllt, der fanatische Oberpriester saß, ein mürrisch dreinschauender alter Herr. Zur bestimmten Stunde entstiegen der Öffnung die sechs Schlangenjäger. Sie trugen den weißen, grün und rot gestickten Ceremonialschurz. Der nackte Oberkörper war mit hell braunroten Streifen bemalt. Ihre Ausrüstung bestand in einer Hacke, einem Ledersacke zur Aufbewahrung der ausgegrabenen Schlangen und der sogenannten Schlangenfeder (Snake whip^{*)}), mittels der man die Schlange zum Fortkriechen nach einer bestimmten Richtung zwingt, besonders wenn sie sich zum Bisse zusammenrollt.

Schnellen Schrittes verlassen die Jäger im Gänse-

^{*)} Das Baho besteht aus zwei kurzen Stäbchen, der Länge nach mit Sprossen gewisser Kräuter, und zwei bis drei Federn zusammengebunden. Das Ganze ist mit einem Stück Maisblatt umwickelt, das gleichzeitig ein wenig Mehl enthält. Für die Länge der Stäbchen und die Art der verwendeten Federn bestehen je nach der heiligen Handlung, für die der Baho bestimmt ist, besondere Vorschriften.

^{*)} Diese Snake whip besteht aus einem am Ende zugespitzten, etwa 20 cm langen Pappelholzschaft mit zwei bis drei daran befestigten Adlerfedern, auf dem das Bild einer Schlange eingeschnitten ist.



Fig. 5. Rückkehr der Schlangenjäger in die Kiva. Originalaufnahme von P. Ehrenreich.

marsche das Dorf und teilen sich draussen in zwei oder drei Partien. Die Jagd wird an vier aufeinander folgenden Tagen jedesmal nach einer anderen Himmelsgegend, in der Reihenfolge Norden, Westen, Süden und Osten, unternommen. Durch mehrtägiges Fasten und ceremonielles Rauchen bereiten sich die Schlangenfänger auf ihre Aufgabe vor. (Fig. 5.)

In Oraibi hat noch kein Weißer die Leute bei ihrer Arbeit gesehen, wohl aber gelang dies in Walpi, worüber Fewkes Näheres mitteilt (Journ. of Amer. Ethn. IV, p. 44).

Auf einem weiteren Rundgange durch das Dorf erhandelte ich einige Katshina-Puppen (tihu), was grössere Schwierigkeiten machte, als ich erwartet hatte. Sie gehören eben den Kindern, die sich nicht leicht von ihrem Spielzeuge trennen. Diese Katshina sind übernatürliche Wesen, teils Gottheiten niederen Ranges, teils Personifikationen von Ahnen der Clangenossenschaften, deren Feste die Jahreshälfte zwischen Winter- und Sommersolstitium ausfüllen. Sie sind charakterisiert durch bestimmte Masken und Symbole. Die Puppen stellen nicht die Gottheiten selbst, sondern die mit den entsprechenden Masken versehenen Tänzer dar und werden den Kindern gegeben, damit diese die betreffenden Symbole und Legenden kennen lernen. Sie bilden ein wichtiges Hilfsmittel für das Studium der Moki-mythologie, doch haben neuerdings in Form und Bemalung derselben willkürliche Neuerungen Platz gegriffen¹⁰⁾.

Auch vor der Stadt gab es allerlei zu beobachten; so das Brennen der Töpfe mittels darüber angehäufter Düngerfladen. Die besten keramischen Arbeiten werden jedoch nicht hier, sondern auf der östlichen Mesa im Tewadorfe Hano angefertigt. Dagegen ist Oraibi noch heute unbestrittener Hauptort für die Korb- und Tellerflechterei, doch hat die Verwendung importierter Farben zur Dekoration dieser Industrie Abbruch gethan. Die Preise sind übrigens relativ hoch. Unter einem Dollar war kein Stück erhältlich.

¹⁰⁾ Es war eine Hauptaufgabe Voths, die ursprünglichen Formen der Katshinas nach Angabe der älteren Priester wieder festzustellen. Das von Fewkes gegebene Verzeichnis mit vielen Abbildungen ist deshalb nicht in allen Punkten richtig. Vergl. Intern. Archiv f. Ethn. III, S. 215 ff.

An der Nordseite des Ortes stehen zahlreiche einstöckige Einzelhäuser zur Aufbewahrung der Vorräte an getrockneten Pfirsichen, ferner findet sich dort eine Anzahl alter Cisternen, angelegt in natürlichen Felsspalten und Höhlungen, deren Boden durch eine getrocknete Lehm-schicht undurchlässig gemacht ist. Kleinere, aus Feldsteinen gebildete Gebets- und Opfernischen (engl. shrines) finden sich überall ringsum zerstreut. Alle enthalten Gebetsträger (Baho) und Nakwakwa-Federopfer, einfache Baumwollschnüre mit daran gebundenen Federn. Diejenigen der Schlangenpriester sind durch ihre rote Farbe gekennzeichnet.

Ein heftiger Gewitterregen zwang uns, die Kiva wieder aufzusuchen. Wir fanden dort die Schlangenjäger ziemlich mißmutig vor. Ihre Ausbeute war sehr gering gewesen, da auf dem erweichten Boden die Spuren der Reptilien nicht erkennbar waren. Natürlich hatte unsere profane Gegenwart den Misserfolg verschuldet.

In der folgenden Nacht (16./17. August) bot sich Gelegenheit, einer „Kindtaufe“¹¹⁾ beizuwohnen. — Obwohl wir schon um 3 Uhr morgens auf der Mesa eintrafen, hatten wir doch den ersten Akt, die Waschung der Mutter, versäumt¹²⁾. Dieselbe safs bei unserer Ankunft am Feuer, um für das Festmahl am Morgen Sorge zu tragen. Das in Decken gewickelte Kind wurde von der Grossmutter gehalten, die nun die Glückwünsche der von allen Seiten eintreffenden Verwandten und Freundinnen entgegen nahm. Innerhalb der nächsten Stund erschienen auch nacheinander acht dieser „Tanten“. Eine jede nahm das Kind, wickelte es aus und wusch das arme Würmchen trotz seines Schreiens und Sträubens in einer grossen Schale mit kaltem Wasser, das sie selbst zu diesem Zwecke in einem Gefässe mit sich gebracht hatte. Vorher bewegte sie zwei Maiskolben vor der Brust des Kindes hin und her, Gebete murmelnd und Wünsche aussprechend, wie etwa: „Mögest du langes Leben haben“, „mögest du gesund und kräftig bleiben“ u. s. w. Der Sitte nach giebt jede Frau dem Kinde einen besonderen Namen nach ihrer Wahl.

Nach jedem dieser acht Bäder wurde der Knabe immer wieder sorgfältig eingewickelt, um in wenigen Minuten trotz seines Sträubens wieder in das kalte Bad zu kommen. Von den vielen Namen behält das Kind schliesslich denjenigen, der sich am schnellsten einbürgert.

Nach dieser Waschung zog die Frau mit ihrer Mutter und dem Kinde hinaus an den Rand der Mesa, um die aufgehende Sonne, den Gott Tawa, feierlich zu begrüßen. Es war ein überaus wirkungsvolles Bild, wie die beiden Frauen, in ihrer malerischen Gewandung im Morgen-

¹¹⁾ Vergl. Owens, Natal Ceremony of the Hopi. Journ. of the Amer. Ethn. II, p. 163 ff.

¹²⁾ Diese wurde in der folgenden Nacht bei einer anderen Gelegenheit von Frau Voth beobachtet. Dieselbe berichtete darüber folgendes: Die Mutter, eine Primipara, wurde, nachdem ihr von der Schwiegermutter der Kopf gewaschen war, einer Räucherung unterworfen. Zu diesem Zwecke wird eine Abkochung von Ceder- und Wacholderblättern auf heisse Steine geschwitzt. Die Frau läßt die umhüllenden Decken seitlich nieder, stellt sich über den aufsteigenden Dampf und wäscht sich endlich in demselben Dekokt Arme und Beine. Alle Gefässe und der Fußboden werden dann sorgfältig gereinigt und der Kehrrikt hinausgetragen. Bei der folgenden Gebetsceremonie trägt die Mutter, als primipara, den weissen, grün gestickten Hochzeitsmantel.

grauen auf dem einsamen Fels stehend, mit andächtigem Gebet das heilige Maismehl den ersten Sonnenstrahlen entgegen stäubten. Die Namen des Kindes wurden dabei fortwährend wiederholt, doch schien die Mutter sich bereits auf einige derselben nicht mehr besinnen zu können.

Nach Hause zurückgekehrt, öffnete die Mutter bei Eintritt der Tageshelle den erwähnten Backofen und es begann alsbald das Taufmahl, zu dem alle Nachbarn geladen waren.

Wir benutzten den Morgen zu einem nochmaligen Besuche der Schlangenkiva. Die Leiter zu derselben war mit zahlreichen sogen. Nakwakwa- (Kwoci-) Fäden und daran befestigten Federn bewickelt, die hier als Talisman zu betrachten sind. Sie sollen verhindern, daß Jemand herabfällt. Ebenso bringt man solche den Schlangen dar, damit sie nicht beißen. Auch den Pferden befestigt man sie am Schwanz, um sie zahm zu machen.

Am Ende der Zelle waren inzwischen die beiden Schlangengötzen aufgestellt, deren Besichtigung uns indess noch nicht gestattet wurde. Rings herum lagen noch die Fänger im Schlafe. Nur der alte Chef saß feierlich rauchend in der Mitte. Bald darauf erhoben sie sich, wuschen sich den Körper und ihr langes Haar mit Seifenkrautauflauf, legten ihre „Kilts“ an und verließen der Reihe nach den Raum. Auch diesmal war, wie wir hörten, die Jagd unergiebig, da ein heftiger Sandsturm sich erhob, was den alten Fanatiker wieder zu grimmigen Äußerungen über den bösen Einfluß der Weißen veranlaßte.

Der Nachmittag wurde mit Studien am Missionshause ausgefüllt. Leider versäumte ich dabei ein Leichenbegängnis, über das ich daher nur nach Mitteilungen des Herrn Voth berichten kann.

Der Leichnam wird bald nach dem Tode in seine besten Kleider gehüllt in eine der natürlichen Felsspalten an den Abhängen der Mesa unter Steinen beigesetzt oder auch vergraben. Es geleiten ihn nur die nächsten Verwandten, die vorher ein Totenmahl abgehalten haben. Gefäße mit Speise und Wasser werden auf das Grab gestellt. Am vierten Tage werden besondere Bahos darauf niedergelegt, deren nach Westen gerichtete Federn der Seele den Weg zeigen.

Nicht nur den Menschen, sondern auch Tieren wird ein feierliches Begräbnis zu teil, nämlich den Adlern, die im Frühjahr eingefangen auf den Dächern der Häuser an einer Stange gefesselt gehalten werden und ihre Federn zu rituellen Zwecken hergeben müssen. Zur Zeit des Sommersolstitiums, am Tage nach dem Feste Niman Katshina, dem Auszug der Katshina, werden sie durch Niederdrücken der Zunge getötet und gerupft, der Körper feierlich unter Beigaben von Nahrungsmitteln, Spielzeug u. a. auf einem besonderen Friedhofe beigesetzt. Die Seelen der Adler gehen zu den Adlergeistern und kehren später als Adler wieder zurück.

Wahrscheinlich ist hier der Adler als ein Gebetsträger, ein Übermittler derselben an die Götter aufzufassen.

Als wir gegen 10 Uhr morgens die Schlangenkiva wieder betraten, rüsteten die Jäger sich gerade zum Ausmarsche. Jeder trug ein rotes Nakwakwa im Haar. Der Oberpriester saß wieder rauchend und unbeweglich in der Mitte. Neben ihm stand ein Satz von Korbtellern und vier irdene Töpfe. Einige Priester arbeiteten noch an Schlangenbahos und Leitfedern (Snake whips). Im innersten Teil des unterirdischen Raumes waren jetzt zwei groteske Götterbilder fertig montiert. Während in Walpi ein vollständiger Schlangentalar, bestehend aus einem Sandmosaik mit hinein gestellten heiligen Symbolen, worunter das Tiponi oder Palladium des Ordens, errichtet wird, begnügt sich die Priesterschaft von Oraibi mit der Aufstellung zweier uralter Idole, die nur hier zur Verwendung kommen und bisher, außer von Voth, von keinem weißen Manne gesehen worden sind. Die männliche Figur links, etwa 1 m hoch, stellt angeblich den Kriegsgott¹³⁾, wahrscheinlich aber den wohl damit identischen Schlangenheros Tiyo dar. Das Gesicht ist schwarz und gut modelliert. Er trägt eine spitze Mütze, auf dem Rücken einen Rundschild und um den Leib einen uralten Wampum-Gürtel. Seine Arme halten Bahos und Schlangenfedern. (Fig. 6.)

Vor ihm stehen flache Teller mit Brot, Bohnen und Maismehl. An seinem rechten Fusse liegt eine steinerne Tierfigur in Form der Beutegötter der Zuñi.

Die weibliche, hermenartige Figur rechts ist kleiner. Ihrem terrassenförmigen Kopfputz und der schwarzen Kinnfärbung nach ist sie wohl mit der Korn- oder Schlangenjüngfrau (Shalikomana) identisch. Um den formlosen Körper laufen gelb-rot-schwarze Spiralbänder. Beide Figuren entsprechen den mythologischen Gestalten,

¹³⁾ Vergl. Fewkes, Journ. of Amer. Ethn. II, p. 7, Anm. 2.



Fig. 6. Die Schlangenidole in der Kiva. Originalaufnahme von Prof. Wharton James.

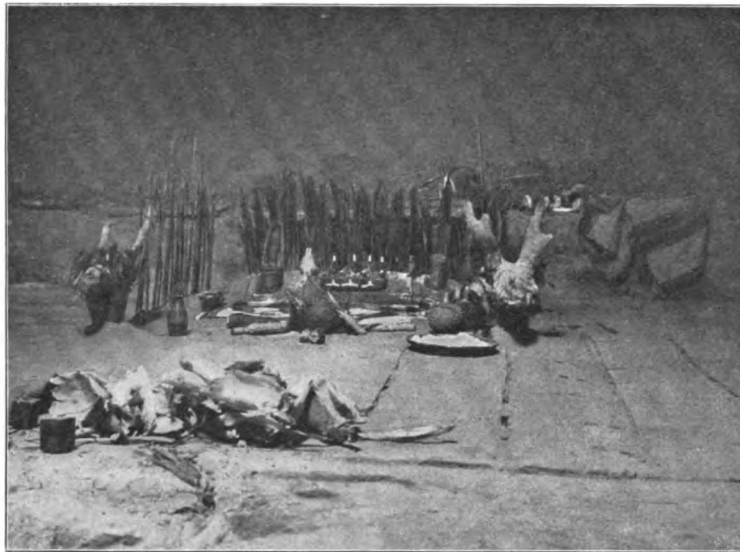


Fig. 7. Der Antelopentalter in der Kiva. Originalaufnahme von P. Ehrenreich.

die wir bald darauf am Altar der Antelopen durch lebende Repräsentanten dargestellt sehen werden.

Nach dem Abmarsche der Schlangenjäger begaben wir uns in die benachbarte Kiva der Antelopen, an deren oberen Leiterende ein Gehänge von Pferdehaaren, Wiesel-fellen u. dergl. schon von weitem ankündigte, dafs auch hier sich eine Feierlichkeit vorbereitete. Ausserdem war die Eingangsöffnung von einem Streifen roten Sandes umzogen. Auch für die Antelopentriester hatte seit heute das rituelle Fasten begonnen, selbst Salzgenufs war verpönt, mehr noch weiblicher Umgang.

Wir fanden unten zwei Männer emsig beschäftigt. Einer, der uns ungebetene Gäste mit grimmigen Blicken musterte, war mit Anfertigung der Sandmosaiks für den Antelopentalter beschäftigt, während der andere Bahos machte, ohne von uns Notiz zu nehmen. Der erstere begann nun energisch Herrn Voth gegenüber gegen unseren Eintritt zu protestieren. Nach langem Hin- und Herreden erwiderte ihm der Missionar schliesslich unmutig, seine Landsleute sollten doch nicht solche Geheimniskrämerei treiben, denn in Wirklichkeit wären ihre Altäre und Heiligtümer ja längst aller Welt bekannt gegeben, und Fremde, die, wie ich, fern über das grofse Wasser eigens zum Zwecke, die Moki kennen zu lernen, gekommen seien, wollten und dürften noch diese Gelegenheit ausnutzen, eigene Anschauung zu gewinnen. Zum Beweise verwies er auf die Abbildung des Altars in der Fewkes Publikation, deren Separatabdruck in unseren Händen war. Der Indianer, nunmehr aufs höchste erstaunt, fuhr grollend in seiner Arbeit fort, immer noch Verwünschungen murmelnd. Bald aber stellte sich heraus, dafs der Mann, der den Altar zum erstenmale machte, über verschiedene Details, besonders der Farbenzusammenstellung, im Unklaren war, denn er begann plötzlich selbst die Zeichnung unseres Buches zu Rate zu ziehen, was wir natürlich lachend gestatteten. Damit hatten wir gewonnenes Spiel. Wir durften dableiben und in aller Ruhe der Vollendung des Ganzen zuschauen. Die gelbbraune Sandschicht der Unterlage des Ganzen mit dem viereckigen weifs-rot-grün-gelben Rande des Bildes war schon bei unserem Eintritte fertig. Die farbigen Schichten wurden mittels eines Siebkorbcs aufgestreut. Es wurden zunächst die vier Reihen Wolkensymbole in Grün, Blau, Rot und

Gelb aufgetragen, dann die vier senkrecht herabgehenden Blitzschlangen (vergl. die Abbildung nach Fewkes, Ann. Report. XVI, Pl. 73). In den Farben der Blitze war eine Abweichung von Fewkes zu konstatieren, insofern der erste statt in Gelb in Grün gehalten war. Jede Blitzschlange lief in ein Kreuz aus, in dessen Mittelpunkt ein weifser Fleck ausgespart war. (Fig. 7 u. 8.)

Als wir um 3 Uhr nachmittags die Kiva wieder betraten, war das ganze Arrangement fertig. Den Hintergrund bildeten eine Reihe in einen Sandhaufen eingepflanzter Federn, durch einen Zwischenraum in zwei Gruppen geteilt. Vor letzterem ein rechteckiges Gefäfs mit Bahos. Rechts und links neben diesem die beiden Tiponis (Palladien)¹⁴ der Antelopen-Brüder. Ausserdem zwei in den Boden gepflanzte Bahos.

An beiden Schmalseiten des Bildes standen in thönernen Piedestalen am Ende hakenförmig gekrümmte Stäbe mit daran befestigten kleinen Federchen und hinter diesen beiderseits eine Reihe kleiner kugelförmiger Opfergefäfs mit Netzschnurumwicklung.

Vor den beiden vorderen Ecken des Bildes standen zwei Antelopenköpfe aufgepflanzt, zwischen ihnen ein Opfergefäfs mit ausgezacktem Rande, verziert mit dem Regenwolkensymbol und umgeben von convergierend angeordneten Maiskolben, sowie ein Korbteiler mit Mehl. Auf allen Blitzschlangen lagen Federopfer (Nakwakwa). Von dem Baho neben dem linken Tiponi zog eine gelbe Schnur quer über das ganze Bild.

Zwei Stunden später sahen wir die Schlangenjäger zurückkehren. Sie brachten aufser zehn Schlangen auch einige frisch erlegte Hasen mit ein und begannen bald nachher sich zur Teilnahme an der Feier in der Antelopenkiva zu rüsten. Frische Bemalung wurde auf den Körper appliziert und das Haar mit Seifenwurzel direkt abgerieben. Eine lange dünne Schlange wurde aus einem der Säcke hervorgeholt, um später bei der Cere-monie zu dienen.

Der Aufenthalt in der Schlangenkiva war um diese Zeit fast unerträglich. Schwärme von Fliegen hatten sich über die Abfälle von Lebensmitteln hergemacht. Mit Urin gefüllte Töpfe standen herum, mephitische Düfte verbreitend.

Um 5 Uhr 45 Minuten begann in der Antelopenkiva die feierliche Handlung der sogen. „sixteen songs ceremony“, eine Art Dramatisation der Schlangenmythe, gleichsam ein Verbrüderungsfest des Antelopen- und Schlangennordens.

An beiden Seiten des Altars hockten rechts die Antelopen-, links die Schlangentriester, diese hatten Leitfedern (Snake whips) in der Hand, während jene die den Altar einfassenden hakenförmigen Stäbe hielten.

Hinter dem Altar an der Wand standen dicht nebeneinander zwei festlich geschmückte Gestalten. Links ein Jüngling als Repräsentant des Schlangenheros Tiyo. Er war bis auf den weifsen, am Rande bunt gestickten Festschurz, von dem hinten ein Fuchsbalg herabhing, nackt. Arme und Beine waren mit weifsen Zickzack-

¹⁴) Das Tiponi besteht aus einem Bündel, das einen Maiskolben mit Federn und Bahos in Schaflederumwicklung enthält. Nur diejenigen Priesterschaften, die im Besitze eines solchen Palladiums sind, gelten als die eigentlichen Vertreter des betreffenden Kultus. Das Tiponi wird unter besonderen Feierlichkeiten aufgestellt und bei Prozessionen auf dem linken Arme getragen.

streifen bemalt. Den Leib umgab ausserdem die breite, grün gestickte Festschärpe, die Brust kreuzweise zwei dicke Wollsträhnen. Den Kopfwirbel zierte ein weißer Federbüschel.

In der rechten Hand hielt er die erwähnte dünne Schlange, in der linken das Tiponi des Antelopenordens.

Neben ihm stand die Schlangen- oder Kornjungfrau mit zwei Festschürzen bekleidet, von denen die eine die Schultern, die andere die Hüften umgab. Als Gürtel diente ihr die breite, weiße, in Knotengehängen auslaufende Ceremonialbinde, an der eine Glocke befestigt war. Das aufgelöste Haar schmückten Sonnenblumen. Das Kinn des Mädchens war schwarz gefärbt. Vor dem Altar saßen einige ältere Priester, darunter der Chef der Antelopen, als Leiter der Ceremonie, und der „Tabaks- oder Feuerhüptling“, dem die Unterhaltung des Feuers und die Sorge für die heiligen Rauchutensilien obliegt. Ausserdem befanden sich an der rechten hinteren Ecke des Altars der „Sandsprenger“ und der die Libationen ausführende „Wassersprenger“.

Es erhob sich ein monotoner feierlicher Gesang, wobei die Theilnehmer taktmässig die in den Händen

konische Medizinpfeife an und blies dichte Rauchwolken, als Sinnbild der natürlichen Wolken, über den Altar. Eigentlich liegt das dem Feuerpriester ob, das gerauchte Kraut war kein eigentlicher Tabak, vielmehr irgend ein Gemisch, dessen Hauptbestandteil aromatisch riechende grüne Fichtennadeln bildeten. Unter die Anwesenden wurden gleichfalls Cigarren verteilt.

Unter den Antelopenbrüdern befand sich ein Knabe, der der Ceremonie als Novize zum erstenmale beizuhobte. Mit ihm wurde eine Art Initiationsceremonie vorgenommen. Der Chef nahm das heilige Tiponi, berührte damit die Herzgegend des Knaben, bewegte es langsam viermal vor seiner Brust auf und nieder und murmelte dann in abgerissenen Worten ein langes Gebet. Zum Schlusse berührte er ihn abermals mit dem Tiponi und schwang dasselbe viermal in die Höhe.

Hierauf erhob sich von neuem der gemeinsame Gesang, bis endlich nach einer halben Stunde dem Darsteller des Tiyo Palladium und Schlange wieder abgenommen und die Hakenstäbe an ihren Ort gestellt wurden.

Zum Schlusse streuten Alle nochmals Mehl auf den

Altar und entfernten sich in der umgekehrten Reihenfolge als sie gekommen waren. Ende des Ganzen 6 $\frac{3}{4}$ Uhr. Eine heidnische Kultushandlung von mächtiger Wirkung, trotz all ihrer Fremdartigkeit! Der feierliche, wohl lautende Gesang, der Ernst und die Hingabe, mit der die Priester ihres Amtes walteten, der phantastische Aufputz der Mitwirkenden, besonders der beiden personifizierten mythologischen Gestalten, die geschmack- und stimmungsvolle Altardekoration in dem düsteren, mysteriösen Halbdunkel des unterirdischen Raumes wird auf

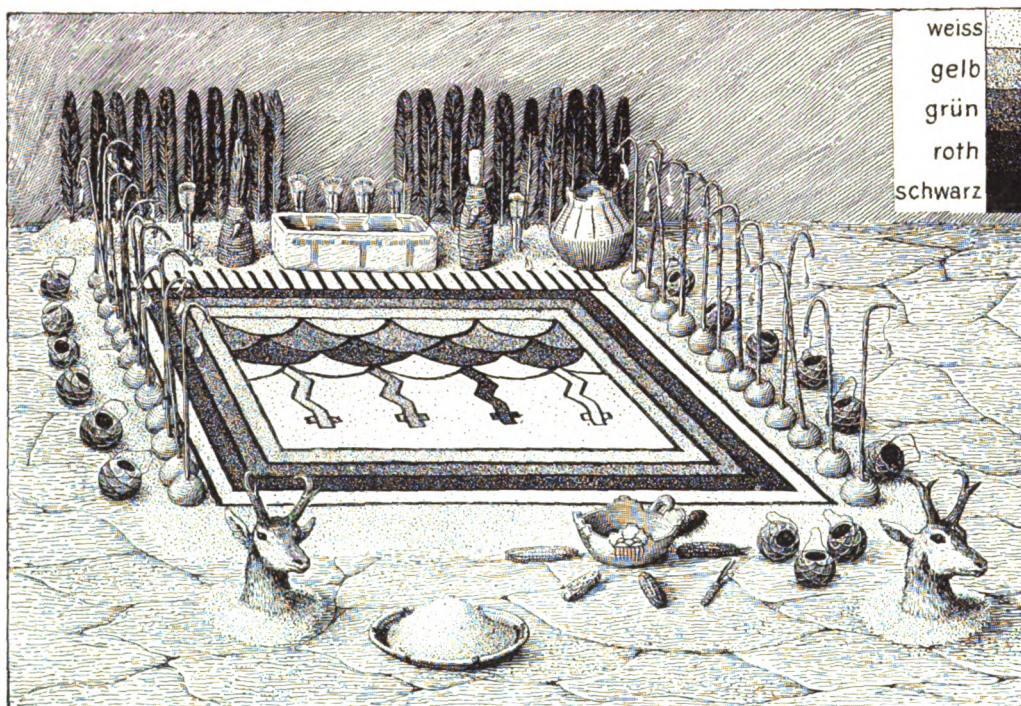


Fig. 8. Skizze des Antelopenaltars. Nach Fewkes.

gehaltenen Federn oder Krummstäbe hin und her bewegten. Häufig kehrten dabei die Worte wieder:

heheyaúa heheyá — heheyaúa heheyá.

Während des Gesanges machten die beiden kostümierten Darsteller des Schlangenmythos ebenfalls taktmässig Viertelwendungen nach rechts und links, wobei das Mädchen die Glocke an ihrem Gürtel erklingen liess, zuweilen wurde das Tempo des Liedes lebhafter, die Stimmen lauter. Der Alte vor dem Altar sprengte ab und zu Wasser auf das Wolkenbild. Nach einiger Zeit trat eine Pause ein. Der Alte zündet eine altertümliche,

jeden Weissen, dem es vergönnt ist, einer solcher Scene beizuwohnen, einen tiefen Eindruck nicht verfehlen. Ob christliche Kultur im stande sein wird, etwas besseres an Stelle dieser echt urwüchsigen, von tiefem religiösem Sinne zeugenden Feier zu setzen, ist zum mindesten zweifelhaft.

Da dieselbe Ceremonie sich bis zum Vorabend des eigentlichen Schlangentanzes täglich wiederholte, so beschloß ich in der Zwischenzeit eine Fahrt nach Walpi zu unternehmen, wo gerade die Feier des Flötenfestes ihren Anfang genommen hatte.

An der Südseite der Insel finden wir als bedeutendsten Hafenort Ponce, eine hübsch gebaute Stadt ungefähr von der Grösse wie Mayaguez. Die Stadt liegt einige Kilometer vom Hafen entfernt und ist durch eine Chaussee mit der Playa verbunden, an welcher sich die grösseren Geschäftshäuser befinden. Der sehr geschützte Hafen ist aber stark verschlammmt, so dass alle Schiffe in grosser Entfernung vom Ufer ankern müssen. Die übrigen Küstenstädte an der Süd-, sowie an der Ostseite sind von geringer Bedeutung. An der Ostseite der Insel liegen viele kleinere Inseln, von denen die grösste Vieques ist; auf ihr sollen noch Affen vorkommen, die man auf Puerto Rico nicht mehr findet. Letztere Insel ist überhaupt sehr arm an wilden Säugetieren, denn ausser Ratten und Mäusen kommt nur noch eine Art von Frettchen (Gusanillo) vor. Um so grösser ist der Reichtum an Vögeln der verschiedensten Art. Dafs

hier auch, wie in allen tropischen Ländern, die Insekten äusserst zahlreich sind, ist wohl selbstverständlich; der Europäer wird schon gleich am ersten Abend von den verschiedensten Arten der Mosquitos auf nicht gerade angenehme Weise begrüsst und kann froh sein, wenn er keine Bekanntschaft mit gefährlicheren Quälgeistern, mit Skorpionen, Tausendfüssern etc. macht. Schlangen kommen auch vor, jedoch soll es auf der ganzen Insel keine giftigen geben.

Puerto Rico ist in jeder Beziehung als ein reiches Land zu bezeichnen, und die Amerikaner können mit ihrer Kriegsbeute wohl zufrieden sein. Ob aber diese Zufriedenheit sich auch auf die Eroberten ausbreiten wird, ob dieselben sich nicht doch vielleicht nach der alten Herrschaft zurücksehnen werden, das ist eine Frage, deren Beantwortung der Zukunft überlassen bleiben mufs.

Ein Ausflug nach Tusayan (Arizona) im Sommer 1898.

Von Dr. P. Ehrenreich. Berlin.

IV.

Die Flötenceremonie (Flute dance) in Walpi.

Am 17. August wurde die Fahrt angetreten. Prof. Wharton James und seine beiden Genossen schlossen sich uns an. Als Vehikel diente ihr Stellwagen, so ungeeignet derselbe für eine längere Wüstenfahrt auf den ersten Blick erschien. Doch bewährte sich auch bei unserem ramponierten Kasten, dessen Oberbau kein ganzes Stück mehr aufwies, die Vortrefflichkeit des amerikanischen Wagenbaues aufs glänzendste. Die auffallend dünnen, aber überaus festen Räder boten allen Terrainschwierigkeiten trotz. Es ging zunächst in nord-östlicher Richtung durch tiefen Sand bis an den Fufs der sogenannten zweiten oder mittleren Mesa und diese sehr steil hinan. Bald ging es abwärts in ein weites Thal, an dessen südlichem Endpunkte die Höhen von Mishongnovi und Shipanlovi hervortraten, während ihnen gegenüber bald auch Walpi auf dem steilen Ausläufer der östlichen Mesa erschien. Nach fünfstündiger Fahrt langten wir um 1 Uhr nachmittags am Fusse des steilen Höhenzuges an. Eine ganze Reihe moderner Häuser zieht sich an der Thalwand entlang. Es sind die von der Regierung errichteten Bauten für die Schule, Lehrerwohnungen, Wasserwerke u. s. w., sowie eine Anzahl indianischer Familienhäuser. Da das wohnlichste Gehöft, das des Lehrers, von fremden Lehrern und Missionsfamilien, Beamten, zum Teil zum Gefolge des Agenten Major Williams gehörig, überfüllt war, so quartierten wir uns in einem der Indianerhäuser ein, dessen Besitzer zur Zeit abwesend war. An demselben Nachmittag noch wurde der Marsch nach dem altberühmten Felsenstamm Walpi, dessen altersgraue Häuserreihen in schwindelnder Höhe am Rande der Mesa sichtbar waren, angetreten. Bis vor wenigen Jahren war der einzige Zugang ein steiler, steiniger Saumpfad an der Südostecke der Mesa, der sich wie ein Hohlweg durch enge Felsmauern hindurchwindet und leicht verteidigt werden kann. Ein neuer bequemer Reitweg führt jetzt in Windungen von der Nordostseite hinauf, die Dörfer Tewa und Sichumovi berührend. Er beginnt bei einer kleinen, von der Regierung hergerichteten Brunnenanlage, die den drei Orten die Hauptzufuhr an Wasser giebt. Man gelangt langsam ansteigend bis zu einem Einschnitt in dem Felsenrücken, von wo aus sich eine weite Aussicht nach Südwesten eröffnet. Nach

Osten zu erblickt man ein weites Thal mit einigen Wasserläufen und kleinen Lagunen, an dessen gegenüberliegenden Seite ein Bergkegel auffällt, der die Ruinen des sagenumwobenen, im Jahre 1711 von Walpileuten zerstörten Awatobi trägt. An diesem Einschnitte steht ein altberühmtes Heiligtum, eine Art Altar aus anstehendem Fels, auf dem ein grosser, spiralig gewundener Steinblock liegt, gewissermassen das Wahrzeichen der Schlangenbrüderschaft, als deren Hauptsitz die östliche Mesa zu betrachten ist.

In einer Viertelstunde gelangt man auf die Höhe zum ersten Dorfe der Mesa der Tano-Ansiedelung Tewa (120 m über dem Ausgangspunkte), dessen Bewohner vor zwei Jahrhunderten von New Mexico her einwanderten, gerufen von den Walpileuten als Hülfsstruppen gegen die Einfälle der Navaho und Apaches. Die Bewohner, die bis heute ihre eigene Sprache bewahrt haben, galten als die geschicktesten Töpfer von Tusayan. In der That waren hier Arbeiten zu sehen, die den schönsten Leistungen alter Keramik, wie sie die Ruinenplätze, besonders Awatobi, liefern, ebenbürtig sind. Übrigens werden alte Muster und Formen vielfach von den Leuten mit Geschick nachgeahmt.

Etwa 100 Schritt weiter südlich liegt das Mokidorf Sichumovi, eine ganze Kolonne Walpi, etwas grösser und in seiner Einrichtung modernisiert, während in der Ferne auf dem letzten Ausläufer der Höhe das malerische, einer antiken Akropolis vergleichbare Walpi herüber winkt. Kurz vor dem Orte verengt sich das Plateau der Mesa bis auf wenige Meter. (Fig. 9.)

Die Anlage von Walpi ist unregelmässig und ganz dem langen, schmalen Raume angepasst, der auf der Mesa verfügbar bleibt. Auffallend beengt ist der an der Südostseite hart am Rande des Abhanges belegene Festplatz. An seinem südlichen Ende erhebt sich ein 4 m hoher, spitzförmiger Felsen der sogenannten Medicine- oder Dance rock. Er ist, wie alle derartigen phantastischen Naturgebilde, den Göttern geweiht. Seine Nischen bergen ebenfalls schlangen- oder schneckenförmig gewundene Konkremente, denen Federopfer dargebracht werden.

Walpi besitzt fünf Kivas, von denen die der Antelopen und Schlangen auf einem zweiten kleineren Hof südlich vom Festplatz liegen. Sie erschienen mir bedeutend kleiner, schmutziger und verwahrloster als die

von Oraibi. Die Schlangenkiva besitzt eine Nebenkammer mit interessanten mythologischen Bildern an der Wand.

Von dem Festplatze aus führt ein überdeckter Verbindungsweg durch den medianen Häuserblock auf eine zweite Straße, in der sich das Festhaus der Flöten-genossenschaft Lenyawympkiya befindet.

Der Zutritt zu der hier stattfindenden Altarceremonie ist jedermann gestattet. Alles war mit Vorbereitungen für dieselbe beschäftigt. Allenthalben sah man halbnackte, abenteuerlich aufgeputzte Gestalten im bunten Festschurze mit herabhängendem Fuchsfell, schweren Silberketten, reicher Bemalung mit Anfertigung von Bahos, Herrichten von Ornamenten und Altarzieraten beschäftigt.

logischen Personen in der Schlangen- und Antelopenkiva. Eine andere Figur ist Müiyiñwu, die Göttin der Unterwelt und Mutter der Kaime. Auf dem Boden vor dem Aufbau lag eine Sandschicht mit aufgestreuten Mehlstreifen, in deren Medianlinie sechs roh geschnittene Vogelfiguren, Repräsentanten der Kardinalpunkte, hintereinander aufgestellt, eine lange Schnur mit angebundenen Federn trugen. Das Ganze wurde flankiert von zwei divergierenden Reihen von Korbtellern, mit Bahos gefüllt. Nach vorn bildeten den Abschluss Schüsseln mit nicht erkennbarem Inhalt, federballartige Gegenstände, sowie Bündel kleiner, pfeifenkopfähnlicher Objekte, die angeblich Blumen darstellen sollen¹⁵).

Von der Decke des Gemaches hing horizontal ein



Fig. 9. Ansicht von Walpi.

Nach einer Stunde war der Altar¹⁵) hinter einem Verschlage des Hauptgemaches fertig. Leider ließen sich bei dem herrschenden Halbdunkel die Einzelheiten des komplizierten Aufbaues nicht recht erkennen. Der Hintergrund bildete ein Holzgestell mit Schlangen, Wolken und Blitzsymbolen. Vor diesen standen mehrere groteske Götterfiguren der Len-tiyo als Kultheros der Flötenpriester und sein weibliches Komplement, die Lenyamana, also ganz entsprechend den mytho-

Kreuz herab, dessen vier Arme befiederte Schnüre trugen. Es wurde während der ganzen Ceremonie in Drehung erhalten. In einiger Entfernung vom Altar lag der Rauchplatz unter Aufsicht eines besonderen Priesters; ein großes zerbrochenes Gefäß diente als Spucknapf.

Nachdem der Chef der Flötenleute mit einer Feder Weihmehl über den Altar gestreut hatte, begannen die an den Längsseiten des Altars hockenden Priester ihren feierlichen Gesang, in Zwischenräumen begleitet von dem dumpfen, summenden Ton eines Schwirrhholzes, das ein Greis auf dem Dache schwingen liefs. Nach einer Stunde war die Feier beendet und es erschienen Frauen mit Brot, Fleisch und Früchten, an denen die Fest-

¹⁵) In Walpi wird nur ein Flötenaltar errichtet, der der Shakwalenyagenossenschaft der sogenannten „blauen Flöte“, da die zweite, die Mashilenya, „bunte Flöte“, erloschen ist. Beide Priesterschaften, entsprechend den beiden Flöten-Clans der Horn-Phratie, sind weit vertreten im Mishongnovi, Shipanlovi und Oraibi, wo deshalb auch zwei Altäre bestehen.

¹⁶) Nähere Angaben macht Fewkes Journ. of Am. Folklore V, S. 40; VII, S. 13 und IX, S. 245.



Fig. 10. Festknaben. (Zeichnung von W. v. d. Steinen nach einer Photographie von P. Ehrenreich.)

teilnehmer sich gütlich thaten, während wir selbst, bei dem Mangel an Brennholz und Wasser, auf ungenießbare amerikanische Konserven angewiesen, einen recht trübseligen Abend verbrachten.

Als die aufgehende Sonne des 20. August die schroffen Felsen von Walpi mit feuriger Glut übergoss, standen wir bereits wieder auf der Höhe der Mesa, um dem großen ceremoniellen Wettlaufe beizuwohnen, der bei so vielen indianischen Festen zum Programm gehört.

Schon bei Sitshumovi saßen Gruppen malerisch, in bunte Decken gehüllter Gestalten am Rande des Plateaus, mit gespannter Aufmerksamkeit in die Ebene hinabschauend. Ein ganzes Rudel wunderlich aufgeputzter Knaben trieb sich dazwischen herum. In ihrer mehr als leichten Bekleidung an dem kühlen Morgen vor Frost klappernd, suchten sie sich bald durch Herumspringen und improvisierte Wettläufe zu erwärmen. Sie waren bis auf den grün und blau gestickten, weißen Festschurz nackt, an Armen und Beinen, Brust und Rücken mit weißen Querstreifen bemalt. Um den Oberkörper trugen sie kreuzweise dicke, schwarze Wollsträhnen. Ein schwarz-gelb-weißer Federbüschel zierte den Kopf. In den Händen trugen sie Maisstauden¹⁷⁾. (Fig. 10.)

Bei der großen Entfernung war leider von den den Wettlauf begleitenden bzw. einleitenden Ceremonien nichts zu sehen, zumal keiner der fremden Zuschauer über die einzelnen Phasen des ganzen Schauspiels Bescheid wußte. Endlich wurde im Thale westlich von der Mesa die lange Linie der Läufer sichtbar. Sie kam von der Nordwestecke und hatte eben eine Quelle passiert, an der irgend eine Ceremonie stattgefunden hatte. Eine zweite, anscheinend ganz aus Weibern bestehende Reihe bewegte sich parallel mit jener nahe am Fuße der Mesa entlang.

Wir eilten schleunigst nach Walpi hinein, um die Ankunft der Sieger zu sehen, hatten aber kaum die engste Stelle der Mesa, die jetzt durch einen Streifen heiligen Mehls mit darüber gelegtem Nakwakwa-Federopfer an langer Schnur gesperrt war, erreicht, als uns auch schon die ersten Läufer schweißstriefend und atemlos

entgegenkamen und im Festhause verschwanden. Dort versammelte sich alles zum Frühstück, das die Weiber mittlerweile herbeigeschafft hatten.

Nach einiger Zeit spielten sich vor dem Hause sonderbare Szenen von komischer Wirkung ab. Ein Mann stürzt mit gellendem Geschrei heraus, einen Topf unter eigentümlichen Körperverdrehtungen bald rechts, bald links in der Hand schwingend. Weiber suchen nun ihm denselben abzugeben, während er sich ihnen mit katzenartiger Gewandtheit zu entziehen sucht. Es entsteht schließlich eine allgemeine Balgerei, bis die Siegerin den erbeuteten Topf in Sicherheit bringt. Ein anderer wiederholt darauf dasselbe Spiel.

Den Rückweg nahm ich auf dem alten halsbrecherischen Indianerpfade, der zwischen steilen Felsen im Geröll über primitive Stufen an der Südostecke der Mesa hinabführt. Man gelangt dabei auf eine schräg geneigte Terrasse, die mit zahlreichen einfachen Steinumfriedigungen für das Vieh besetzt ist.

Interessant sind hier die ungeheuren Mengen von Abfällen, richtige „Kjökkenmöddinger“, die die Hänge von Walpi in ihrer ganzen Ausdehnung in meterdicken Schichten bedecken. Die seit Jahrhunderten hier aufgehäuften Scherben, Knochen, Utensilienreste werden für spätere Forscher noch mancherlei Untersuchungsmaterial bieten, wenn der Ort selbst längst verschwunden sein wird.

Um fünf Uhr nachmittags sollte die eigentliche Flötenprozession stattfinden. Lange vorher schon hatten sich zahlreiche weiße und braune Gäste auf der Mesa eingefunden, erstere meist „Indianteachers“ beiderlei Geschlechts mit ihren Familien, dazu Major Williams mit den Seinen. Damen waren recht zahlreich vertreten. Unter den Indianern fielen die mit Silberschmuck beladenen, in ihre bunten Decken gehüllten Navaho besonders auf. Gegen vier Uhr sah man bereits den langen Zug der Festgenossen im Gänsemarsch den alten, steilen Pfad hinabsteigen und langsam sich der heiligen Quelle am Südostabhange der Mesa nähern. Die daselbst stattfindende Ceremonie, die Weihe der Maisjungfrau (Lenyumana), entging uns natürlich bei der weiten Entfernung völlig. Wie bedauerte ich, keinen sachkundigen Berater, wie Rev. Voth, an der Hand zu haben oder wenigstens die von Fewkes gegebene Beschreibung der einzelnen Phasen der Feier! Mögen doch unsere Nachfolger im Jahre 1900 sich sogleich an die Quelle postieren — wo auch noch ausreichendes Licht für die photographische Aufnahme zur Verfügung stehen dürfte — und dann den Zug auf die Mesa zurückbegleiten!

Wir hatten so fast anderthalb kostbare Stunden verloren und die Sonne senkte sich schon stark, als die Spitze des Zuges an der Enge der Mesa erschien. Eine Anzahl jener festlich geputzter Knaben mit Maisstauden in den Händen stand hier zum Empfang bereit. Der Einmarsch selbst gestaltete sich zu einer recht wirkungsvollen, dramatischen Scene. Zur Darstellung kommt die Einwanderung der Flötengens nach Walpi, wie die uralte Tradition sie erzählt.

Nach Fewkes ist der Hergang folgender¹⁸⁾:

¹⁷⁾ Fewkes, Journ. of Am. Ethn. II, S. 127.

¹⁸⁾ Journ. of Am. Folklore.

In alter Zeit lebten die Bären- und Schlangenleute allein auf Walpi. Da zog von Norden her das Flötenvolk heran und rastete an der Quelle Kwáshtapa. Die Ankömmlinge sandten Kundschafter aus, um zu sehen, ob noch andere Menschen in der Gegend hausten. Das Bergschaf fand Spuren von solchen an dem Walpifelsen. Man brach also in der Frühe dorthin auf. Die Heranziehenden bemerkte der Wächter Alosaka, der einen Mehlstreifen vor dem Thore auf den Boden streute und nach ihrem Begehr fragte.

„Wir sind auch vom Geschlecht der Hopi (Moki). Wir bringen den Flötenaltar und mit ihm den Regen“, war ihre Antwort. Viermal wurde gefragt und geantwortet, während der Zug hielt, bis endlich Alosaka Raum gab und der Flötenhäuptling auch in Walpi die Häuptlingswürde erhielt.

In der That war die erste ins Auge fallende Person an der Spitze des Zuges Alosaka selbst, vollständig weiß bemalt, eine Art Helm mit Widderhörnern auf dem Haupte, am linken Knie eine große Klapper aus Schildkrötenschale. In der einen Hand trug er einen Teller mit Maismehl, in der anderen ein eigentümlich geformtes Brettchen, das ich erst für ein Schwirrholtz hielt, während es wahrscheinlich eine besondere Art Baho (corn scab aho n. Fewkes) darstellt.

Der Zug der Flötengens wurde eröffnet durch zwei Mädchen, gehüllt in lange, weiße, federbesetzte Festmäntel, deren grün gestickte Ecken in grüne Quasten ausliefen. Den Leib umgab der breite weiße Knotengürtel. Das Haar hing hinten lang herab und war am Scheitel mit einer weißen Feder geziert. An Hals und Ohren prangte reicher Türkisenschmuck. Untergesicht, Hand und Fußrücken waren schwarz gefärbt, während von Ohr zu Ohr eine schmale weiße Linie das Gesicht durchquerte.

Zwischen beiden Jungfrauen stand ein Knabe der Lenya-Tiyo im einfachen weißen Schurze. Seine Bemalung war die gleiche, doch kamen noch weiße Zickzacklinien an Brust und Extremitäten dazu.

Außer Maisähren trugen diese Persönlichkeiten verschiedene sakrale Objekte, wie Federstäbe mit daran befestigten Ceremonialringen und sogenannten Cylindern, die „eorn scab bahos“ (mit Maisenblemen verzierte Brettchen), kleine Wassergefäße u. dergl.¹⁹⁾

In vier Gliedern geordnet folgten ihnen dann vierzig Flötenleute, in weiße, schwarz und rot geränderte Decken gehüllt, an Stirn und Schläfen mit Sonnenblumen geschmückt, in den Händen Rasseln, Flöten und Maisstauden tragend.

¹⁹⁾ Näheres über diese Objekte siehe Fewkes, Journ. of Am. Ethn. II, S. 130 bis 132.

Den Schluß machten in einiger Entfernung folgend zwei von Pumafellen umhüllte alte Männer. Mit Bogen und Pfeil gefüllten Köchern bewehrt, schwangen sie abwechselnd Schwirrhölzer. Es sind die Kalektoka, Repräsentanten der „Krieger“, einer Bruderschaft, die den „Bogenpriestern“ der Zuñi entspricht, in Tusayan aber fast erloschen ist. Ihre ganze Erscheinung war geradezu antik. Unwillkürlich dachte man bei ihrem Anblick an den homerischen Schützen Teukros.

Während der Zug einige Minuten vor dem Thore hielt, streute nun Alosaka mit Mehl die Figur des Regen- und Wolkensymbols auf den Boden hin. Beim Ton der Rasseln und Flöten warfen nun die Lenyamanas und der Lenyatiyo ihre heiligen Gegenstände auf das Symbol. (Fig. 11.)

Der Ritus verlangt, daß jedes dieser Dinge an eine bestimmte Stelle des Bildes zu liegen kommt. Endlich nehmen die drei ihre Geräte wieder auf, der Zug geht weiter und es wiederholt sich dieselbe Handlung noch dreimal, bis der Zug vor einer an der Westseite des Festplatzes errichteten, durch ein Tuch verschlossenen Laube, der Kisi, Halt machte, um die sich alle im Halbkreis ordneten.

Alle Häuser ringsumher waren nun bis auf die Dächer mit Zuschauern dicht besetzt. Ganze Batterien photographischer Cameras waren auf den Zug gerichtet, doch vereitelte die nunmehr rapid sinkende Sonne wohl die meisten Aufnahmen. Gerade der Schlußakt ist von besonderer Wirkung. Nachdem man den beiden Priesterinnen Mehl in die Hand gestreut, begann ein feierlicher, überaus harmonischer Gesang unter Flöten- und Rasselnbegleitung, der, wie Fewkes mit Recht hervorhebt, zu dem Besten gehört, was bisher von einheimisch amerikanischer Musik beobachtet wurde²⁰⁾.

Was nun folgte, ist schwer zu beschreiben. Nicht allein Fewkes Mitteilungen sind über den Schluß der Feier unvollständig, sondern auch Rev. Voth vermochte genaueres nicht zu sagen. Die Indianer verhinderten ängstlich jeden Blick hinter den Vorhang der Kisi.

²⁰⁾ Journ. of Am. Ethn. II, S. 147.

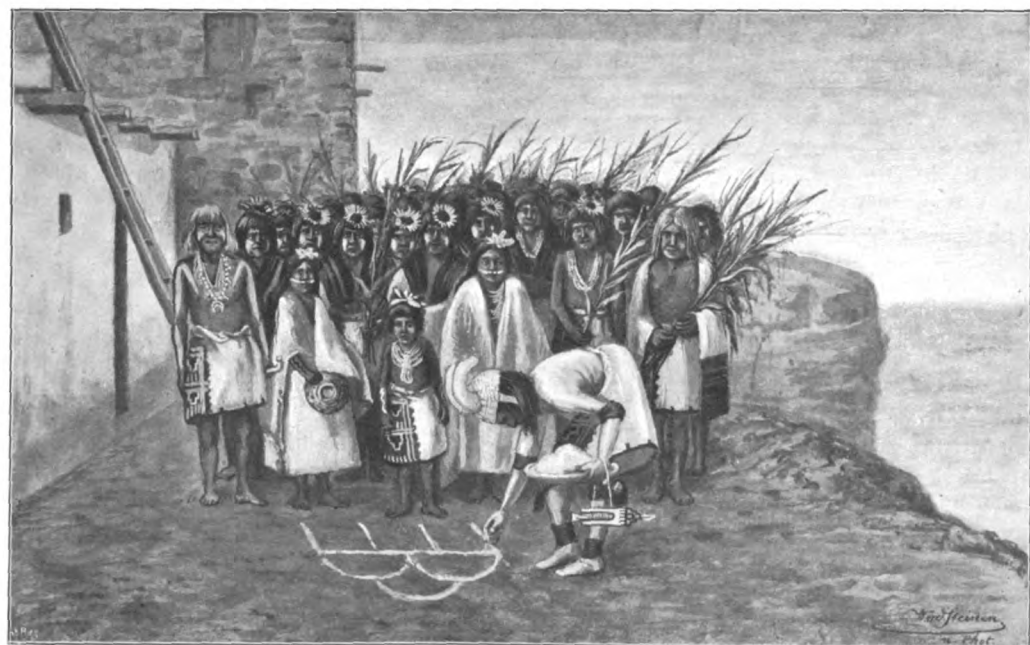


Fig. 11. Alosaka empfängt die Flötengensenschaft am Thore von Walpi. Zeichnung von W. v. d. Steinen nach einer Photographie von P. Ehrenreich.

Soviel war indes erkennbar, daß sich ein Mann darin befand, der wohl, wie in Shipanlovi, den Wolkengott Omowuh darstellte. Es wurden allerlei Opfergaben, wie Bahos, „annulets“, Gebeteylinder, Weihmehl und Lehm in die Kisi geworfen. Der Mann darin knetete, wie ich erkennen konnte, den Lehm mit Wasser, das ihm ein Weib²¹⁾ hineinreichte, und bildete damit auf dem Boden einen handhohen, runden Kuchen. Was mit den übrigen Dingen geschah, war nicht zu erkennen.

Als endlich gegen halb sieben Uhr die Versammlung sich auflöste, kroch der Mann mit Bahos, Maisblättern

²¹⁾ In Shipanlovi geschah dies, nach Fewkes (a. a. O. II, S. 147), von einem Priester aus Shimopavi mittels eines Ceremonialgefäßes.

und Ringen wieder aus seinem Versteck hervor und eilte den übrigen in das Festhaus nach. Eine besondere Reinigungsceremonie, wie in Shipanlovi, fand nicht statt²²⁾.

²²⁾ Für die Einzelheiten der ganzen Ceremonie mit den vorbereitenden Feiern muß auf Fewkes Abhandlung im Journ. of Am. Folklore VII, S. 1 bis 23 verwiesen werden. Fewkes giebt für 1892 die Zeit vom 5. bis 13. August, also neun Tage Gesamtdauer, an. Die von mir geschilderten Vorgänge entsprechen also dem 12. und 13. August. Ein Wettlauf wurde damals nicht beobachtet. Statt dessen sah Fewkes eine Ceremonie an der Kisi in der Frühe des 13. August. Die Ceremonien der ersten sechs Tage beschränken sich im wesentlichen auf die Anfertigung von Bahos und Verteilung derselben durch Läufer an die verschiedenen heiligen Stätten der Umgegend.

Der Hausbau auf den Karolinen und Palau.

Die Kunstfertigkeit der Karolinen- und Palau-Insulaner äußert sich auf keinem Gebiete glänzender, als im Bau und in der Ausschmückung der Häuser. Vor allem gilt dies von den großen, den gemeinsamen Zwecken des Dorfes dienenden Vereins- und Versammlungshäusern, während die Wohnung der einzelnen Familien natürlich anspruchsloser in ihrem Äußeren ausfällt, aber doch meistens noch immer als ein mit Geschmack und Sorgfalt hergerichtetes Gebäude bezeichnet werden muß. Kanubau und Weberei — sie erreichen hier gewiß eine hohe Vollendung; allein als Baumeister stehen die Karoliner und die Bewohner der Palaus unter den Mikronesiern, wie unter den Naturvölkern überhaupt, so ziemlich obenan.

Was die eigentlichen Karolinen anlangt, so zeichnet sich durch originelle Form und Solidität zunächst das Haus von Kusaie aus, für das der schmale, in eine hohe Spitze auslaufende Giebel und die sattelförmig eingebogene Firstlinie des Daches charakteristisch ist¹⁾. Auf einem soliden Fundament aus Basaltplatten oder behauenen Korallengestein ruhen die Wände, die aus Rahmen von zusammengefügten Rohrstäben bestehen und sich fachweise herausnehmen lassen. Das Dach, das aus Pandanus- oder Nipablättern besteht und längs der First mit Matengeflecht bedeckt ist, stützen behauene Pfosten von etwa 2 m Höhe. An der Vorderseite führt eine niedrige, durch einen Rohrrahmen verschließbare Thür hinein. Die Konstruktion des

6 bis 8 m hohen, mit einem schrägen Vordache versehenen Giebels ist kunstvoll, dessen Querhölzer man ebenso wie die Hauspfosten rot, auch wohl weiß und schwarz anstreicht. Alle Teile sind mit Kokosfaserschnüren zusammengebunden, die zu sehr hübschen Mustern angeordnet werden. Bei manchen Häusern ist der Giebel weiß und mit roten und schwarzen Zeichen bemalt. Die Länge eines größeren Hauses beträgt 12 bis 16 m, die Breite 6 bis 8 m. Das Innere wird durch Querwände geteilt, die Decke besitzt oft einen ganz durchgehenden Boden, zu dem eine Leiter emporführt. Der Fußboden besteht aus Rohrstäben und zeigt in der Mitte die mit Steinen ausgekleidete Feuerstelle. Ältere Berichte sprechen von größeren Gemeinde- oder Versammlungshäusern in den einzelnen Dörfern; nach Finschs Zeugnis giebt es heute deren auf der Insel nicht mehr²⁾. Auch Ponapé besitzt eine eigentümliche Hausform, die charakterisiert wird durch einen meist 2½ bis 3 m hohen Unterbau aus Basaltsteinen, zu dem man auf einem eingekerbten Balken emporsteigt. Sonst ist die Bauart wie das Material dasselbe wie auf Kusaie, auch die Verzierungen ebenso geschmackvoll. Hier trifft man auch auf sogenannte Gemeindegemeinschaften, deren Dächer nur auf steinernen Mauern

ruhen und die sich durch noch ansehnlichere Größe auszeichnen. Hier schlafen die unverheirateten Männer; im übrigen werden diese Häuser, die an der dem Wasser zugekehrten Seite offen sind, als Aufbewahrungsort für die großen Kanus benutzt. — Mit einem steinernen,

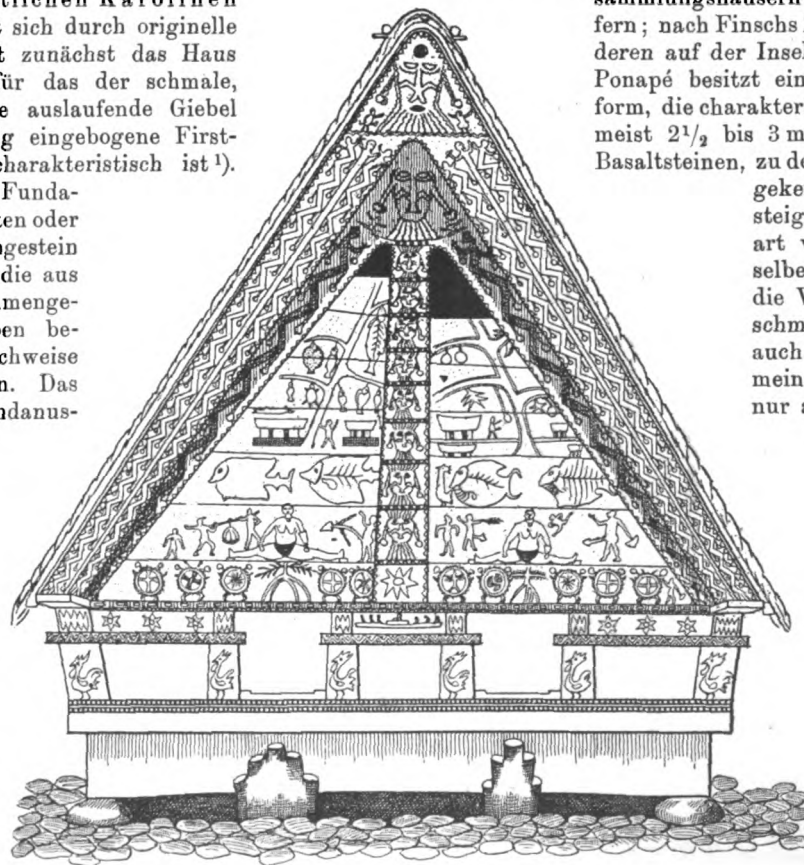


Fig. 1. Giebel eines Vereinshauses auf den Palau.

Nach Kubary: Ethnogr. Beiträge z. Kenntnis d. Karolinenarchipels, Taf. 33, Fig. 1.

¹⁾ Finsch, Ethnologische Erfahrungen und Belegstücke aus der Südsee (Wien 1893), S. 465.

²⁾ Ethnologische Erfahrungen, S. 466.

wirtschaftliche Sinn bei den Naturvölkern entwickelt ist. Als Beweis dafür führen wir die vielfachen Fälle von sinnloser Verschwendung bei der Ernte, vom Ausrotten der Fische oder bei vervollkommenen Jagdarten des Wildes an oder die durchgängige bekannte Abneigung aller Jäger- und Nomadenstämme an, sich den Mühen der Bodenbestellung zu unterziehen auch da, wo die Einsicht ihres größeren wirtschaftlichen Ertragnisses nicht fehlt. Eine weitere oft erwähnte hierher gehörige Tatsache ist das Überwiegen des Schmuckes über die Kleidung auch in Klimaten, welche, wie z. B. dasjenige des Feuerlandes, eine solche unentbehrlich machen. In demselben Maße, in dem der wirtschaftliche Beweggrund bei den Naturvölkern zurücktritt, ist im allgemeinen derjenige der Eitelkeit, die Rücksicht auf die öffentliche Meinung und das Herkommen, die Neigung, sich in gewissen, von der Sitte geforderten Leistungen zu überbieten, stärker entwickelt. Dieser Beweggrund der Eitelkeit spielt bei so vielen Erscheinungen der Gastlichkeit und Wohlthätigkeit ebenfalls eine starke Rolle derart, daß auf sie zu einem großen Teile der an erster Stelle erwähnte Gesichtspunkt Anwendung findet, nämlich das Vorhandensein eines täuschenden Scheines von Altruismus, an dessen Stelle in Wirklichkeit egoistische Beweggründe einen beträchtlichen Raum einnehmen. Arme und Kranke zu verpflegen gilt im Orient vielfach als eine Pflicht, der im möglichsten Umfange zu genügen eine Ehrensache für den Reichen ist, und die weitgetriebene Gastlichkeit mancher indianischer Stämme, bei der die Gastgeber weit über ihre Kräfte hinausgingen, ja ihren ganzen Reichtum einbüßten, dürfte ebenfalls zum großen Teile hierauf zurückzuführen sein ³⁵⁾.

Zum Schluss möchten wir auf einige verwandte Thatsachen kurz hinweisen. Die psychologischen Gründe der im Vorstehenden erörterten Erscheinung lassen vermuten, daß sie sich auch außerhalb des Be-

³⁵⁾ Vgl. z. B. Burckhardt, Bemerkungen über die Beduinen, S. 272 bis 275. Crook, The northwestern provinces of India, p. 175. Waitz-Gerland, Anthropologie, III, 80; VI, 145.

reiches der Naturvölker überall auf tieferen Kulturstufen beobachten läßt. In der That zeigen z. B. die tieferen Volksschichten auch bei uns verwandte Eigentümlichkeiten. Die einfache Gutmütigkeit und unmittelbar impulsive Teilnahme ist bei ihnen durchschnittlich wohl stärker als bei den gebildeten Klassen entwickelt, und der milden Kinderbehandlung bei den Naturvölkern tritt, wie jüngst erörtert wurde ³⁶⁾, eine solche bei unseren unteren Volksklassen an die Seite. Der impulsive Altruismus der Verbrecher ist schon Avé-Lallement aufgefallen, der, obschon er von einem Mangel an Erziehung und sittlicher Ausbildung der Kinder bei ihnen spricht, doch die Aufopferung der Mutter für sie rühmt ³⁷⁾, und die neuere Litteratur hat sich ihm darin angeschlossen. Die kolonialen Kulturen der Westeuropäer zeigen uns da, wo sie an Höhe der einheimischen nachstehen, etwas Ähnliches. Die ältere Besiedelungsgeschichte der Vereinigten Staaten enthält manche Äußerungen einer gegenseitigen Hilfsbereitschaft, ähnlich wie dem kanadischen Trapper bis heute ein gutmütiges, obschon jähzorniges und gewaltthätiges Wesen zugeschrieben wird. Die weiße Bevölkerung der aufsereuropäischen Bergwerke zeigt in den meisten Schilderungen trotz ihrer rohen und gewaltsamen Natur überraschende Züge von Gutmütigkeit und Teilnahme, und die Buren beweisen ungeachtet ihrer abstossenden Eigenschaften, ganz abgesehen von ihrer Gastlichkeit, im Verkehr unter sich ein gewisses Maß von Zusammengehörigkeitsgefühl und Hilfsbereitschaft. Dichterischen Schilderungen im Geschmack des vorigen Jahrhunderts wie dem reizenden Idyll „Paul und Virginia“, die uns die weltfremde Unschuld und Sittenreinheit des der Natur wieder näher gerückten Weissen eindringlich preisen, werden wir daher eine gewisse Berechtigung nicht abzusprechen vermögen, sowie ja überhaupt die Thatsache der primitiven Sittenreinheit der Naturvölker uns gewisse Anschauungen der zur Rüste gehenden Aufklärung in einem etwas günstigeren Lichte erscheinen zu lassen angethan ist.

³⁶⁾ Julius Wolf, In der Zeitschrift für Socialwissenschaft, I, 715 flg.

³⁷⁾ Avé-Lallement, Das deutsche Gaunertum, II, 11.

Ein Ausflug nach Tusayan (Arizona) im Sommer 1898.

Von Dr. P. Ehrenreich. Berlin.

V. Der Schlangentanz in Oraibi.

Um Mittag des 21. August trafen wir wieder in Oraibi ein, wo inzwischen auch die Volzsche Gesellschaft angekommen war und 5 km südlich der Mesa bei dem Geschäftshause ein Lager bezogen hatte. Voths Haus, die Schule und die Wirtschaftsgebäude waren mit weißen Gästen belegt. Auch Navahos hatten sich zahlreich eingefunden. Wie in Walpi merkte man auch hier die Anwesenheit der Fremden an dem Benehmen der Einwohner. Die Leute waren unruhiger und unfreundlicher als sonst. Schmutzige Kattunkleider sah man bei Frauen und Kindern in unheimlicher Verbreitung.

Gegen sechs Uhr nachmittags fand auf dem Festplatze vor einer daselbst errichteten Kisi die Vorfeier des Schlangentanzes, der sogen. Mais- oder Korn- tanz der Antelopenpriester statt. Unter Führung ihres Chefs, der das Tiponi trug, verließen sie, neun an der Zahl, im Gänsemarsch ihre Kiva, um zunächst vor der Ceremoniallaube mehrere Umgänge zu machen. Ihr Kostüm bestand aus dem weißen, mit Wolken- und

Regensymbolen in grün, rot und blau gesticktem Festschurze nebst der breiten, ebenso verzierten Schärpe und dem vom Gürtel hinten herabhängenden Fuchsfelle. Den Kopf zierte ein weißer Federbüschel, den Hals ein Konvolut von Muschel-, Türkis- und Silberketten, die Brust ein über die rechte Schulter gehängter schwarz- wollener Strang. Die Füße steckten in ledernen Mokassins, an die sich nach oben bunte Knöchelbinden anschlossen.

In den Händen trugen sie kurze Krummstäbe, eigentümliche, pilzförmige Rasseln und kleine, von Netzwerk umgebene runde Gefäßchen. Der zweite Mann der Reihe, der Libationspriester, unterschied sich von den übrigen durch einen Kranz von Pappelaub (Cotton wood) und ein Ceremonialgefäß mit Stufenrand in seiner Hand.

Während des viermaligen Umzuges vor der Kisi stampfte jeder einmal auf eine vor derselben liegende Holzplanke. Diese deckt eine Grube, in der sich Bahos befinden. Es wird dadurch das Sipapu, der Eingang zur Unterwelt, symbolisiert, wo die Ahnen hausen, die durch das Stampfen von der jetzt auf der Oberwelt vor

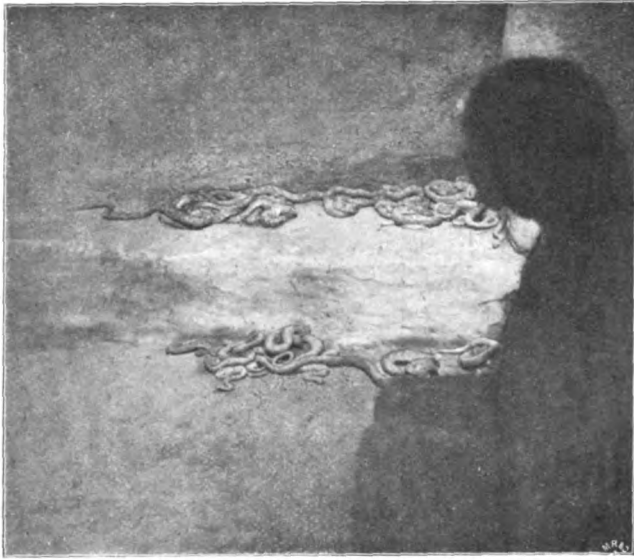


Fig. 12. Das Trocknen der Schlangen nach der Waschung.
Im Vordergrund ein Wächter.
Originalaufnahme von P. Ehrenreich.

sich gehenden heiligen Handlung benachrichtigt werden. Endlich nehmen die Antelopen hinter einem vor der Kisi aufgeschütteten Mehlstreifen Aufstellung. Jeder legte Stab und Gefäß vor sich hin, während Tiponi und Sakralgefäß auf dem rechten Flügel niedergesetzt wurden. Nunmehr erschienen auch die zwölf Schlangenpriester, nicht im Ornat, sondern im einfachen Festschurze, ohne Bemalung. In der Hand trug jeder ein Säckchen und eine Schlangenfeder.

Nachdem auch sie den viermaligen Umgang vollendet hatten, stellten sie sich in einer Linie den Antelopen gegenüber und begannen einen dumpfen, einförmigen Gesang, der ab und zu ein lebhafteres Tempo einschlug. Die Antelopen, die ihre Stäbe und Gefäße wieder aufnahmen, begleiteten leicht gebeugt mit ihren Rasseln, während die Schlangenpriester mit tiefer gebeugtem Oberkörper wiegende Kniebewegungen nach vor- und rückwärts machten und mit ihren Federn den Takt schlugen. Nachdem der Libationspriester unter Hersagen einer mystischen Formel Wasser nach den Weltrichtungen gesprengt hatte, trat er zwischen die Reihen, holte aus der Kisi einen Maisbüschel heraus und packte ihn, das untere Ende in den Händen haltend, mit den Zähnen in derselben Weise, wie beim Schlangentanze die Reptilien gehalten werden. Ein Schlangenpriester trat hinter ihn, legte die linke Hand ihm auf die Schulter und strich ihm taktmäÙig den Rücken mit der Schlangenfeder. So bewegten sich beide in gleichem Tempo zwei Schritte vor und einen zurück machend zwischen den beiden Reihen mehreremale auf und nieder. Endlich schwieg der Gesang und beide Priesterschaften entfernten sich nach nochmaligen Umgängen in umgekehrter Reihenfolge²³⁾.

Der 22. August, der lang ersehnte Tag des eigentlichen Tanzes, fand uns schon vor Sonnenaufgang auf der Mesa,

²³⁾ Eine vollständige Serie guter Abbildungen dieser Ceremonie giebt Fewkes im XVI. Ann. Rep., Tafel 74 bis 76.

um dem Wettlaufe von der heiligen Quelle zur Stadt beizuwohnen. Die Ceremonie an der Quelle, wie überhaupt die Vorgänge am „Start“, sind für Oraibi noch nicht beschrieben und dürften wohl erst aus Voths Materialien bekannt werden. Nur soviel brachte ich in Erfahrung, daß Mitte Wegs ein Mann mit einem heiligen Gefäß postiert ist, das ihm der vorderste Läufer zu entreißen sucht, um es dann gegen die übrigen Konkurrenten zu verteidigen. Auch hier erwarteten festlich geschmückte Knaben mit Maisähren in der Hand die Läufer. Als diese atemlos auf der Mesa anlangten, gefolgt von Schwirrholtz schwingenden bogenbewehrten Kalektokas, entstand ein wildes Getümmel, indem Scharen von Zuschauern sich jener Maisstauden zu bemächtigen suchten, ein Kampf, nicht unähnlich dem, der in Walpi um die Töpfe geführt wurde. Leider konnte ich die Scene nicht verfolgen, da ich mich auf Voths Rat sofort nach der Antelopenkiva begab, in der der Sieger nach einer kurzen Gebetsfeier von dem Oberpriester empfangen und beglückwünscht wird. Er erhält beim Verlassen der Kiva vor dem Eingange schließlich einige Bahos und ein heiliges Gefäß, das er auf seinem Acker vergraben darf. Besonders reicher Erntesegen steht ihm dann in Aussicht. Wider Erwarten war die ganze Scene überaus unscheinbar, so daß ich bedauerte, dem Kampf um den Mais nicht beigewohnt zu haben. Derselbe wurde übrigens von einem Herrn der Volzschen Partie mit gutem Erfolge kinematographisch fixiert.

Einen zweiten Besuch auf der Mesa machte ich mittags, um in der Schlangenkiva der feierlichen Waschung der für das Fest bestimmten Reptilien beizuwohnen. Diese überaus interessante Ceremonie ist bisher nur von Walpi und Mishongnovi beschrieben. In Oraibi hat außer Herrn Voth bis dahin kein Weißer Zutritt erlangen können. Um halb ein Uhr fanden wir in dem unterirdischen Raume neun Mitglieder der Priesterschaft beim ceremoniellen Rauchen beschäftigt. Sie waren bis auf eine Schambinde nackt und hatten die Extremitäten mit graubraunen Streifen bemalt. Bald wurde nun in einer Ecke des vertieften Teiles der Kiva rechts vom Fusse der Leiter eine Lage gelben Sandes sorgfältig aufgelegt und mit geweihtem Mehle bestreut. Einer der Männer holte alsdann den Schlangensack



Fig. 13. Zuschauer auf den Dächern von Oraibi.
Originalaufnahme von P. Ehrenreich.



Fig. 14. Die Linie der Antelopentpriester vor der Kisi (Laube).
Originalaufnahme von Prof. Wharton James aus dem Jahre 1896.

hinter den beiden Idolen hervor, öffnete ihn und zog mit ruhiger Hand hinter einander mehrere große Klapperschlangen hervor, die von einem daneben sitzenden Kollegen in ein Gefäß mit Seifenwurzel-decoct getaucht und sorgfältig abgeseift wurden. Jede Schlange wurde dabei wie ein zusammengedrehtes Wäschestück mehrmals durch die Hände gezogen. Die Tiere wanden sich lebhaft, ohne aber durch Rasseln ihr Mißfallen über diese Prozedur kund zu geben.

Die gewaschenen Schlangen wurden auf die Sandschicht geworfen, wo sie zunächst ruhig liegen blieben. Vier Männer mit Leitfedern (Snake whips) saßen um die Sandlage herum, um die Tiere am Herumkriechen zu verhindern. Wagt sich eine Schlange zu weit vor, so wird sie sofort durch leichtes Betupfen ihrer Nase zum Rückzug genötigt oder aber einfach am Schwanz zurückgezogen. Rollt die Schlange sich zusammen oder giebt sie irgend ein verdächtiges Zeichen von Erregung, so bringt man sie mittels der Feder leicht zum Weiterkriechen und macht sie damit vorläufig unschädlich. So wurden nacheinander einige dreißig Schlangen, worunter etwa zwei Drittel giftige,

gewaschen und an der auf den Sand einfallenden Sonne getrocknet. (Fig. 12.)

Instinktmäßig schienen die Tiere selbst sich hier



Fig. 16. Die Schlangen- und Antelopentpriester bei Beginn des Tanzes
sich gegenüberstehend.
Originalaufnahme von P. Ehrenreich.

als verehrungswürdige Objekte zu fühlen. Künstlicher Mittel, sie unschädlich zu machen, bedarf der Indianer nicht. Er weiß, daß die Schlange ungereizt überhaupt nicht beißt, wenn sie es thun will, aber sich zusammenringelt, um plötzlich den Kopf zum Bisse vorschnellen zu lassen. Ist sie einmal durch die Berührung mit der Feder zum Ausstrecken und Kriechen gebracht, so kann sie durch einen sicheren und ruhigen Griff gefahrlos gepackt werden. Die Hauptsache ist dabei die kaltblütige Ruhe in allen Bewegungen, die den Indianer keinen Augenblick verläßt. So befand sich unter den Schlangenhütern auch ein Blinder, dem zwei große Klapperschlangen unter das Gesäß krochen, ohne daß

Götzen gespenstisch hervorgrinsten mit dem grell von der Sonne beschienenen, wimmelnden Haufen der Reptilien, die wilden, nackten, bemalten Gestalten der Schlangenspriester in ihrer unheimlichen Thätigkeit, alles dies trägt einen so fremdartig abenteuerlichen Charakter, daß man sich in eine Hexenküche der mittelalterlichen Sage versetzt glaubt.

Nach einer Stunde wurden die nunmehr trockenen Schlangen nacheinander wieder in ihren Sack zurückgebracht und die Priester entfernten sich nach einem nochmaligen feierlichen Rauchen.

Gegen fünf Uhr nachmittags betrat ich zum drittenmale die Mesa, wo bereits Hunderte von Zuschauern der



Fig. 15. Die Linie der Schlangenspriester. Originalaufnahme von Prof. Wharton James.

der Mann auch nur einen Moment außer Fassung kam. Mit stoischer Ruhe, ohne eine Miene zu verziehen oder sich gar vom Platze zu bewegen, handhabte er gelassen seine Feder, bis seine Kollegen die gefährlichen Gäste an den Schwänzen unter ihm hervorzogen.

Obwohl diese einfache Waschungszeremonie in Oraibi lange nicht den aufregenden Charakter trägt wie die in Walpi, wo oft über hundert Schlangen zur Behandlung kommen und unter feierlichen, von Rasseln begleiteten Gesängen auf das Sandmosaik des Schlangenaltners geworfen werden²⁴⁾, so verfehlt doch auch sie nicht, einen überwältigenden Eindruck auf den Beschauer zu machen. Der Kontrast des geheimnisvollen Halbdunkels des inneren Kivaraumes, aus dem die beiden unförmigen

kommenden Dinge harreten. Alle Dächer, Fenster und Leitern waren von Neugierigen dicht besetzt. Den Moki gesellten sich die zahlreichen Naveho hinzu hoch zu Rofs, mit Silberschmuck beladen und von grellbunten Decken umhüllt. Etwa hundert Weiße, Offiziere, Traders, Cowboys, Missionen und Lehrer nebst deren Familien mit photographischen Apparaten aller möglichen Systeme hatten rings um den Festplatz Posto gefaßt. Selbst ein Phonograph und ein Kinematograph standen bereit. Eine der Damen hatte sogar eine Malerstaffelei aufgestellt. (Fig. 13.)

Ich hatte gerade noch Zeit, einen Spaziergang zum südöstlichen Rande der Mesa zu machen, in dessen zerklüfteten Felsen zahlreiche Grabanlagen sich fanden, als gegen halb sechs Uhr die Antelopenspriester im feierlichen Zuge ihre Kiva verließen, geführt von dem Chef,

²⁴⁾ Fewkes, Journ. of Am. Ethn. II, S. 85.

mit dem Tiponi auf dem Arme, und dem laubbekränzten Träger des Sakralgefäßes. Ihr Kostüm war dasselbe wie beim gestrigen Maistanze, nur durch ausgiebige Bemalung vervollständigt. Unterarme und Unterschenkel waren weiß gefärbt, weisse Zickzackstreifen zierten Brust, Oberarme und Schenkel und eine weisse Linie zog quer über das Gesicht. Viermal zogen sie langsam im Kreise herum, wiederum auf die das Sipapu bedeckende Planke



Fig. 17.



Fig. 18.

Gruppen von Schlangentänzern. Originalaufnahme von P. Ehrenreich.

stampfend, und nahmen endlich in einer Linie vor der Kisi Aufstellung. (Fig. 14.) Nunmehr erschienen auch die Schlangенpriester, diesmal im vollen, wild aussehenden Ornat. Den Leib umgibt der braune Schlangenschurz, auf dem ein handbreiter, schwarzer, weiß geränderter Zickzackstreifen mit eingezeichneten weißen Tüpfeln symbolisch die Gestalt der großen mythischen Feder-
schlange andeutet. Die Füße stecken in roten Mokassins, der Hals ist mit Silber- und Muschelketten geschmückt, den Kopf zierte ein roter Federbüschel. Das Gesicht des

Tänzers ist geschwärzt, Ober- und Unterschenkel sind graurot gefärbt, breite Streifen derselben Farbe finden sich an Brust, Oberarmen und Schenkeln. Ihre ganze Erscheinung ist somit überaus wild und diabolisch. Man fühlt, daß jetzt eine Scene sich abspielen wird, die an wilder, unheimlicher Wirkung in anderen Teilen der Erde nicht ihresgleichen hat. (Fig. 15.)

Feierlich umschreiten nun die Schlangenleute ebenfalls den Platz in größerem Umkreise als ihre Kollegen. Dann beginnt wiederum der von Rasseln begleitete Gesang der beiden sich gegenüberstehenden Reihen, wie tags vorher. In gebückter Stellung unter taktmäßigem Schwingen der Schlangenfedern wiegen sich die Schlangенpriester rhythmisch bald vorwärts, bald rückwärts schreitend hin und her. Der Libationspriester sprengt Wasser und Mehl nach den Kardinalpunkten aus. (Fig. 16.)

Plötzlich teilen sie sich in Gruppen von zwei bis drei Mann, von denen einer als Schlangenträger, einer als Gehülfe und einer nach Bedarf als Schlangensammler sich bethätigt. Der Träger zieht aus der Laube eine Schlange hervor, packt den Hals derselben mit den Zähnen, den Schwanz mit beiden Händen. In dem gleichen Rhythmus, wie er sich weiter bewegt, streicht der hinter ihm gehende Assistent mit seiner Feder den Rücken²⁵). Während das Tempo wilder und wilder wird, bewegt der Träger den Oberkörper bald rechts, bald links. Nach mehrmaligem Umgange läßt der Träger die Schlange fallen, während der nächste schon eine neue ergreift, um dasselbe Spiel zu wiederholen.

So blieben stets drei Paare in Thätigkeit (Fig. 17 u. 18). Die zu Boden fallenden Reptilien suchen sich zunächst ins Publikum zu retten, das natürlich eiligst Raum giebt. Ungemütlich ist dabei die Situation der Stativphotographen, denen mitten in der Arbeit die giftigen Scheusale zwischen die Beine kommen. Dann sind aber die Schlangensammler bei der Hand. Sie ziehen das entweichende Tier geschickt am Schwanz zurück und nehmen sie durch schnellen Griff am Halse auf, oft mit zornigem oder spöttischem Zurufe an die erschreckt auseinanderweichenden Zuschauer, denen sie manchmal die sich windenden Reptilien entgegenschlenkern.

Hierbei fühlt der Indianer sich mit gerechtem Stolze dem Weißen überlegen. Die gesammelten Schlangen wurden bündelweise den Antelopenpriestern zum Halten übergeben.

Nachdem so alle Schlangen „verbraucht“ sind, streut der Oberpriester in eine Ecke des Platzes noch einmal heiliges Mehl nach den Kardinalpunkten und bildet damit auf dem Boden einen Kreis, in dem auf ein gegebenes Zeichen die Schlangen zusammengeworfen

²⁵) Diese Art, die Schlangen zu tragen, ist für Oraibi charakteristisch. Auf den übrigen Dörfern, besonders in Walpi, wird die Schlange in der Mitte des Leibes gehalten und der Assistent steht neben dem Träger, mit seiner Feder die Schlange beschäftigend.



Fig. 19. Das Zusammenwerfen der Schlangen. Originalaufnahme von Prof. Wharton James.

werden. Das Gekribbel der Tiere, die sich nun auf einem Haufen durcheinander schlingen, die Geberden der sie umdrängenden abenteuerlichen Gestalten, die gespannte Aufmerksamkeit der Corona, die ihre Blicke voll Neugier und Entsetzen auf diesen Punkt vereinigt, gab einen Schlusseffekt eigentümlichster Art. (Fig. 19.)

Auf ein zweites Zeichen werden nun die Schlangen wieder von den erfahrensten Priestern bündelweise zusammengenommen, sodann vor die Stadt an den Rand der Mesa gebracht und über demselben wieder in Freiheit gesetzt. Beide Priester-genossenschaften ziehen sich während dessen in ihre Kivas zurück, um sich umzu- kleiden. Nach Rückkehr der Schlangensammler spielt sich eine höchst eigentümliche Scene ab. In Decken gehüllt sitzen die Schlangenleute um den Eingang ihrer Kiva herum. Frauen setzen große verdeckte Gefäße vor sie hin, aus denen die Männer in liegender Stellung eine Erbrechen erregende Flüssigkeit, nach Voths Angabe aus einem Nachtschattengewächs bereitet, einschlürfen. Nach kurzer Zeit lassen denn auch alle ihren Gefühlen freien Lauf. Mit der Entleerung des Magens ist die große Reinigungs- ceremonie, die trotz ihrer Widerlichkeit gerade auf die anwesenden civilisierten Damen die größte Anziehungskraft auszuüben pflegt, beendet. (Fig. 20.) Auch das Fasten ist nunmehr aufgehoben und alles labt sich an Speise und Trank, die die Weiber schon bereit halten.

Schnell zerstreuten sich nun auch die fremden Besucher. Ich verabschie-

dete mich von Herrn Voth, um mich nun für die Rückreise der Volzschen Partie anzuschließen. Leider verfehlte ich dabei die Abfahrtsstelle und mußte den größten Teil des Weges durch tiefen Sand zu Fuß zurücklegen, was nach den Anstrengungen des Tages und fast 14 stündigem Fasten keine Annehmlichkeit war. Die uns begleitenden Navaho-Indianer hielten nachts noch ein großes Pow-wow ab mit Bezug auf das bevorstehende Reiterfest.



Fig. 20. Die „Reinigung“ der Schlangenpriester. Nach Aufnahme von P. Ehrenreich.

große Boote mit Seiten- und Steuerrudern) mit einer Hütte und zwei Jägern (zwei kleine Kähne mit einem Ruder mit zwei Schaufeln) fuhren zurück, den Ras'socha hinauf. Zwei andere Familien mit zwei übrigen Hütten und vier Jägern (vier kleine Kähne mit mit doppelten Schaufelwänden versehenen Rudern) fuhren noch weiter auf dem Korkodon.

Abbildung B stellt eine jukagirische Kartenskizze dar. 1 — der Kolyma, 2 — der Korkodon, 3 — der Ras'socha, 4 — der Zaun, welchen die Fischer im Herbst im Ras'socha zum Fischfange aufstellen, und 5 — ein solcher im Korkodon, 6 — die Sommerhütten

und 7 — die Winterhütten der Jukagiren. 8 — die Hütten des Lamuten Schadrin, 9 — das Flüschen Stobowaja, 10 — das Flüschen Saimtschan, 11 — das Flüschen Bolygyschan, 12 — das Flüschen Bujunda, 13 — die Hütten der eingewanderten Jakuten, 14 — das Haus des Verwalters der Amur-Handelsgesellschaft, welche das Kolymaland mit Waren über Olu am Meere von Ochotsk versorgt.

Das Russische Reich ist nach der Vorstellung der Jukagiren eine Insel, welche sie „Pugudanidschaemul“ — die Insel des Sonnenherrn, d. i. des Kaisers, nennen.

Ein Ausflug nach Tusayan (Arizona) im Sommer 1898.

Von Dr. P. Ehrenreich. Berlin.

VI. Ein Reiterfest der Navaho. (Schluß.)

Am 23. August wurde das Lager abgebrochen und der Rückmarsch angetreten. Ein starker Gewitterregen

tungen sich herumdrängte. Frauen saßen am Webstuhl oder bereiteten das Essen, Männer teils mit den Pferden beschäftigt, teils mit uralten, auf Lederstücke gemalten spanischen Karten spielend, Kinder sich lustig herumtummelnd. An den Feuern steckten mit Schafffleisch wohlversehene Bratspießse. (Fig. 21, 22.)

Der Gesichtstypus der Leute variiert außerordentlich entsprechend der so mannigfaltigen Zusammensetzung des heutigen Navahovolkes, das gewissermaßen eine Colluvies gentium vom äußersten Norden des Kontinents bis gegen die mexikanische Grenze hin darstellt. Mongolische Gesichtsbildung war recht häufig, besonders bei älteren Leuten, die mit ihren bärtigen Mundwinkeln sehr an alte Chinesen erinnerten. Nur tritt auch bei ihnen die Nase stärker hervor als bei der mongolischen Rasse. Andere zeigten deutliche Mischung mit spanischem Blut in ihren regelmäßigen, fast südeuropäischen Zügen.

Das Haar war bei allen auffallend feiner als das der Moki, vielfach mit Neigung zur Kräuselung.

Es wird, wie bei Letzteren, in einem nach hinten aufgebogenen kurzen Zopfe getragen. Die Kleidung der Männer erinnert an mittelalterliche Tracht. Den



Fig. 21. Navahohütte. Originalaufnahme von P. Ehrenreich.

konnte von den Moki als Resultat ihrer Schlangencereemonien verzeichnet werden.

Die Reise verlief ohne Zwischenfall. Mittags wurde in brennender Sonne an einer kleinen Lagune gerastet. Gegen halb sechs Uhr abends erreichten wir wieder den Store von Fields, wo sich inzwischen hunderte von Navahos gesammelt hatten. An allen Hogans (Hütten) in der Umgegend herrschte reger Verkehr und eilige Thätigkeit. Allenthalben leuchteten die Lagerfeuer durch die helle Vollmondnacht in der einsamen Steppe. Erst spät gelangten wir zur Ruhe, da die Überfüllung im Hause den Aufenthalt höchst unbehaglich machte. Es war bewundernswert, wie leicht die Damen in echt amerikanischer Genügsamkeit sich in die schwierigen Verhältnisse hineinfanden.

Fast der ganze Vormittag des nächsten Tages wurde auf den Besuch der zahlreichen Navahohütten verwendet, wo eine bunte Menge in den verschiedenartigsten Verrich-



Fig. 22. Navaho beim Essen. Originalaufnahme von P. Ehrenreich.



Fig. 23. Navaho-Reitergruppe. Originalaufnahme von P. Ehrenreich.

Oberkörper bedeckt ein enganliegendes Velvetinwamms ohne Knöpfe, nur mit einem Halsausschnitt versehen. Ein Gürtel aus aufgereihten, handgroßen ovalen Silberplatten umgibt die Hüften. Enganliegende Beinkleider von mexikanischem Schnitt, d. h. vom Knie ab seitlich aufgeschlitzt, sowie lederne Mokassins bedecken die unteren Extremitäten, die der Reiter im Sattel noch mit einer seiner grellbunten Wolldecken einhüllt.

Die starken, aus großen, kugelförmigen Silberperlen bestehenden Halsketten, an denen entweder Kreuze oder Halbmonde und eigentümliche Pulvermasse hängen, fehlen keinem. Sie bilden den höchsten Schatz des Navaho, von dem er sich nur im äußersten Notfalle trennt. Nur wenn sie als verfallene Pfänder in die Hände des Traders geraten, sind sie im allgemeinen erhältlich und dann nur zu hohem Preise, 20 bis 40 Dollars. (Fig. 23.)

Die weibliche Kleidung erinnert im Schnitt ebenfalls an die Mokifrauen, so weit sie nicht durch abscheuliche Kattun-Kulturuniform verdrängt ist. Das sackartige, die linke Schulter freilassende Gewand besteht aus einem ungemein festen wollenen Gewebe. Ein von mir erworbenes Exemplar ist von dunkel kirschroter Farbe mit blauem Vorstoß oben und unten, sowie mit blauen Kreuzornamenten verziert. Der dazu gehörige Gürtel ist ebenfalls den Mokigürteln ähnlich, doch wird die rote Farbe bevorzugt.

Die Unterschenkel der Frauen sind wie bei den südlichen Pueblowebnern mit breiten Lederbinden umwickelt. Moderne Sonnenschirme waren sehr beliebt. Die Säuglinge wurden in schiffenartigen Tragkörben auf den Pferden mitgeführt, während die größeren Kinder vor oder hinter der Mutter untergebracht werden. (Fig. 24.)

Das uns zu Ehren gegebene Reiterfest begann gegen ein Uhr nachmittags. Es handelte sich im wesentlichen um ein aus Mexiko importiertes Spiel.

Ein Huhn wird bis an den Hals in die Erde vergraben und die in schnellster Gangart vorübergaloppierenden Reiter suchen es aus der Erde herauszureißen. Der Sieger muß seine Beute gegen seine verfolgenden

Kameraden verteidigen. Es entsteht eine allgemeine Hetze, wobei der unglückliche Vogel, den einer dem anderen zu entreißen sucht, schließlich in Stücke geht. Diese gräßliche Tierquälerei wurde in unserem Falle dadurch vermieden, daß statt des Huhnes ein geknotetes Strickende in den Boden gepflanzt wurde. Hierdurch wurde aber auch den Reitern ihre Aufgabe erheblich erschwert, denn der Strick legte sich bei der leisesten Berührung auf dem Boden um und erforderte ein übermäßiges Niederbeugen der im sausen Galopp heransprengenden Reiter. Viele berührten ihn, aber nur zweien oder dreien gelang es, ihn zu fassen. Eine ganze Anzahl stürzte und ein Pferd überschlug sich mit seinem Reiter. Als Schluffeffekt liefs sich eine unserer Damen, eine vortreffliche Reiterin, von 400 bis 500 Indianern über die Steppe hin verfolgen. Eine ganze Kodak-Batterie und ein Kinematograph verewigten am Ziel, wo plötzlich die ganze Meute Halt machte, das imposante Schauspiel.

Am Spätnachmittage nahmen die Spiele ihren Fortgang.

Es wurde zunächst ein Wettlauf angestellt, an dem sich mit Erfolg auch ein in dem Bostoner Hemenway-Gymnasium ausgebildeter junger Amerikaner beteiligte. Die Indianer hielten dann noch für sich ein zweites Hahnenrennen, diesmal mit einem wirklichen Hahn ab, den sie sich gegenseitig abjagten und endlich noch ein gruppenweises nationales Rennen im weiten Bogen durch das Terrain, dessen Verlauf und Arrangement indes bei der großen Entfernung den meisten Zuschauern entging.

Nachts wurden noch Geschenke an Kattun, Tabak sowie an Lebensmitteln unter die Navahos ausgeteilt, die sodann bis gegen Morgen hin an dem Lagerfeuer ihre von eintönigen Liedern begleiteten Reigentänze aufführten.

Am 25. August wurde die definitive Rückreise angetreten, wobei die Überschreitung des mittlerweile angeschwollenen Colorado auf Schwierigkeiten stieß. Mit Hilfe des Drahtseiles brachten wir unser Gepäck



Fig. 24. Navahofrauen zu Pferde. Originalaufnahme von P. Ehrenreich.

glücklich hinüber, während die Wagen zurück bleiben mußten. Die uns von Canyon diablo entgegen gesandten Pferde und Wagen brachten uns indes am Abend glücklich an die Bahn zurück.

Mit einem mehrtägigen Besuche der neumexikanischen Pueblos Laguna und Acoma, deren Bewohner sich aber überaus scheu und zurückhaltend erwiesen, schloß dieser Abschnitt meiner Reise.

Die Ansichten über das Erdinnere.

Eine sehr gute zusammenfassende Arbeit über die verschiedenen Ansichten, welche über die Beschaffenheit des Erdinnern aufgestellt worden sind, hat J. N. Woldrich in der Prager Académie des Sciences de l'Empereur François Joseph (Bulletins V, 1898, p. 38) gegeben. Wegen der Übersichtlichkeit dieser Rundschau entnehmen wir ihr auszugsweise das Folgende. Bekanntlich nimmt die Temperatur mit der Tiefe zu, und zwar nach der gewöhnlichen Ansicht um 1° C. für je 33 m Tiefe. Demnach würde die Mächtigkeit der festen Erdrinde nach E. de Beaumont 40 bis 50 km, d. h. den 125. Teil des Erdradius betragen, bei 66 km Tiefe müßten alle Gesteine geschmolzen sein und nach Henrichs Formeln herrscht in 84 km Tiefe die Temperatur von 2500° C. Doch darf man bei solchen Rechnungen nicht vergessen, daß die größte Tiefe, bis zu der unsere Erfahrungen in dieser Hinsicht reichen, nur 2003 m beträgt, und das ist nur der 33. Teil der vorausgesetzten Mächtigkeit der festen Erdrinde (66 km) oder nur der 3183. Teil des Erdradius.

Glücklicherweise stehen uns jedoch noch einige andere Mittel zu Gebote, über die Beschaffenheit des Erdinnern Schlüsse zu ziehen. Dahin gehört vor allem die mittlere Dichte der Erde. Jolly und Poynting haben mittels der Präzisionswaage der Münchener Universität für sie 5692, Wilking mittels der Pendelmethode 5579, Richarz und Krüger-Menzel mit der Präzisionswaage 5505 und Braun-Wien mittels der Drehwaage 5527 284 gefunden. Für allgemeine geologische Zwecke wird demnach der diesen vier neuesten und genauesten Messungen sehr nahe kommende Wert 5,6 genügen.

Dieser Wert ist sehr bedeutend gegenüber der Dichte der festen Erdrinde. Die meisten kristallinen Gesteine, welche an ihrer Zusammensetzung Anteil nehmen, haben eine Dichte von 2,5 bis 2,7; nur Basalt, Diabas und ähnliche Eruptivgesteine geben Zahlen bis 5,5, dafür bleiben aber auch Kalkstein, Sandstein, Schiefer und ähnliche, die in großen Massen am Aufbau der Erdrinde beteiligt sind, wieder weit hinter dieser Zahl mit Dichten von 2,5 bis 2,8 zurück. Man kann demnach die mittlere Dichte der festen Erdrinde kaum über 2,77 ansetzen, um so mehr, da man auch bei Betrachtung der einzelnen wichtigsten gesteinsbildenden Mineralien auf einen Durchschnitt von 2,81 kommt. Rechnet man noch mit dem Umstande, daß Wasser den größten Teil der Erdoberfläche einnimmt, so kann wohl die äußere Umhüllung des Erdinnern die Dichte 2 nicht wesentlich überschreiten. Daraus folgt mit zwingender Gewalt, daß sich im Innern der Erde schwerere Massen — wie man früher annahm, besonders Metalle — befinden müssen, als in der Erdrinde. Nach Helmerhs Theorie würde für die Mitte der Erde die Dichte den Wert von 11,3 erreichen.

Was die Erdwärme anbelangt, so wurde dieselbe von jeher durch die Temperatur des Weltraumes beeinflusst. Letztere muß niedriger sein, als die tiefste Temperatur, auf welche das Thermometer an der Erdoberfläche sinkt und tatsächlich hat man mittels Aktinometermessungen gefunden, daß sie einen extrem niedrigen Wert besitzt. Wiewohl aber die Erdwärme gegenwärtig auf das Erdinnere von entscheidendem Einfluß ist, hat dieser Einfluß auf die Erdoberfläche längst aufgehört und während der gegenwärtigen geologischen Erdperiode entscheidet hier nur die Einwirkung der Sonnenwärme.

Die in die Erdrinde dringende äußere Wärme kann wegen des schlechten Wärmeleitungsvermögens der Kruste nicht gleichen Schritt halten mit der Änderung der äußeren Temperatur, infolgedessen gleichen sich die äußeren Temperaturunterschiede gegen die Tiefe zu aus, und es entsteht dort eine neutrale Fläche, unterhalb deren der Einfluß der Sonne ganz aufhört. Diese Fläche nähert sich der Oberfläche in Gegenden mit gleichmäßigem Klima und entfernt sich von ihr in Gegenden mit größeren Klimaschwankungen. In unseren Gegenden hört der Einfluß der täglichen Temperaturschwankung in ungefähr 1 m Tiefe, der jährlichen in 18 bis 25 m Tiefe fast auf, und dort herrscht ziemlich gleichmäßig die mittlere Jahrestemperatur des betreffenden Ortes der Erdoberfläche. Daher befindet sich in Gegenden, wo die mittlere Jahrestemperatur unter 0° liegt, nahe der Erdoberfläche eine Schicht gefrorenen Bodens, welche nie

auftaut, es ist die Schicht des sogenannten „Bodeneises“ oder „ewigen Eisbodens“ in Sibirien, in der Leichen des Mammut, des Nashorns und anderer Tiere eingefroren angetroffen werden. Daraus folgt aber die nicht unwichtige Tatsache, daß zur Zeit, als die Tiere dort lebten und in dem Schlamm versanken und zu Grunde gingen, die Eisschicht nicht vorhanden war, also auch die Jahrestemperatur der Oberfläche über 0° gewesen sein muß.

Unter der neutralen Fläche der Temperatur der Erdrinde herrscht nach den bisherigen Beobachtungen überall Temperaturzunahme mit der Tiefe infolge des beginnenden Einflusses der Erdwärme. Das lehren uns die Erfahrungen in Bohrlöchern, Bergwerken, Tunneln, die warmen Quellen u. s. w. Aus den hierbei gewonnenen Zahlen versuchte man die sogenannte „geothermische Tiefenstufe“ zu berechnen, d. h. wie viel Meter Tiefenzunahme erforderlich sind, damit die Temperatur um 1° C. steigt. Es ist selbstverständlich, daß die an verschiedenen Orten gefundenen Werte für die geothermische Tiefenstufe nicht übereinstimmen, weil das Wärmeleitungsvermögen der Gesteine, die unterirdischen Gewässer und chemische Vorgänge darauf von Einfluß und von Ort zu Ort verschieden sind, und daher ist es auch aussichtslos, einen mittleren Wert für die geothermische Tiefenstufe für die ganze Erde ableiten zu wollen.

Bezüglich der Verhältnisse an einem Ort sind Ansichten geäußert worden, daß die Wärmezunahme nach dem Erdinnern sich verzögere, doch haben die von Henrich angestellten Diskussionen des bis jetzt besten vorliegenden Materials die vorgebrachten Einwände zu entkräften und nachzuweisen vermocht, daß wenigstens in geringeren Tiefen die Temperaturzunahme in arithmetischer Progression vor sich geht, während freilich für größere Tiefen Thomson und Tait eine Zunahme in geometrischer Progression wahrscheinlich gemacht haben. Die Geothermen, oder die Flächen, auf welchen Orte gleicher Temperatur im Erdinnern liegen, dürften in größeren Tiefen, nach Supan über 4500 m, Sphäroidgestalt besitzen; näher an der Erdoberfläche jedoch nähern sie sich dem Bodenrelief in Bezug auf Lage, jedoch nicht auf relative Höhe der Erhebungen und Vertiefungen.

Im Innern herrscht nach alledem eine sehr hohe Temperatur, was ja auch mit der Kant-Laplaceschen Theorie übereinstimmt. Zu ihrer Erklärung wurden eine Masse Hypothesen aufgestellt, in denen ihre Herkunft in verschiedener Weise erklärt und dem Erdinnern, von der Temperatur abgesehen, die verschiedensten Eigenschaften beigelegt wurden. Durch den Einfluß Hopkins entbrannte in den vierziger Jahren ein heftiger Kampf darüber, ob das Erdinnere fest oder flüssig sei. Die Annahme, daß die Erde aus einer dickflüssigen Magmakugel und einer starren Rinde, die scharf gegeneinander begrenzt sind, bestehe, wurde durch astronomische Erfahrungen und Berechnungen, insbesondere über die Präcession und Nutation widerlegt, und die Analytiker, vor allem Hopkins, zeigten, daß sich beide Abweichungen der Erdschase nur dann genügend erklären lassen, wenn entweder die ganze Erde oder wenigstens eine mächtige Rinde von $\frac{1}{5}$ bis $\frac{1}{4}$ des Erdradius als fest angenommen wird.

Diesem Wert gegenüber stehen andere Schätzungen der Mächtigkeit der festen Erdrinde, die von 40 bis 50 km (A. v. Humboldt und E. de Beaumont) bis 430 bis 600 geogr. Meilen (Darwin) schwanken. Reyer dagegen erkennt im Innern nur die Existenz eines Magmas an, das infolge des Druckes der Erdrinde im Übergangsstadium aus dem festen in den flüssigen Zustand sich befinden müsse; wenn eine Spalte der festen Erdrinde bis zu diesem Magma reicht, wird dasselbe sofort flüssig und dringt als Lava an die Erdoberfläche. Demgegenüber vertraten Airy, Wadsworth und Fisher eine Ansicht, die bis vor kurzem sehr viele Anhänger erwarb, daß die Erde aus einem feurigflüssigen Teig mit einer verhältnismäßig schwachen Kruste bestehe.

Zwischen beiden sollte sich eine gewisse unvollkommen flüssige Übergangsschicht befinden, da ja, wie auch Günther treffend hervorhob, ein starrer und flüssiger Aggregatzustand nicht unmittelbar aufeinander folgen können. Diese Ansicht wurde von Poulett Scrope, Dana, Sterrey Hunt, Pilar und Anderen noch dahin vervollkommen, daß die starre Erdrinde